

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 40

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Carl Arnold Kortum

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort

von

Hans H. Hanke



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 40

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 40

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2013 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89529-993-4
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Meinungen und Beobachtungen	
Nachricht von den Jahren meiner Jugend und von meiner Mutter	9
Von den vornehmsten Mitteln zur Erlangung eines hohen Alters	15
Kurze Lebensgeschichte berühmter Personen unserer Gegend	25
Ein Traum	33
Einige Haushaltungskünste	36
Etwas von Krankenbesuchen	41
Lobschrift auf Mich	54
Grundsätze der Bienezucht	63
Eine Vertheidigung der Lebensart der Wilden	68
Eine Wohlthat gebiert die andre	89
Nachrichten von einer Freischule, welche der Freiherr von der Reck zu Overdiek errichtet hat	94
Kräftige Leichenrede über Friedrich II	97
Über Spitzbubenbanden	97
Über die in Bochum errichtete Erziehungs- anstalt für junge Frauenzimmer	99
Das Westfälische Süderland	101
Von der Bereitung der Rumfordschen Suppe	108
Einfälle in frohen Stunden, im Kreise seiner Freunde	117

Die Jobsiade	
Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs. Erster Theil	122
Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs. Zweiter Theil	139
Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs. Dritter Theil	151
Nachwort	162
Textnachweise	173



Carl Arnold Kortum (1745-1824), um 1790, Stadtarchiv Bochum

Seht da zuletzt im hellen Glanz
Das Himmelskind, die Toleranz,
Die Zwietracht steht beschämt davon,
Es lächelt die Religion.

Carl Arnold Kortum, *Die magische Laterne*

Meinungen und Beobachtungen

Nachricht von den Jahren meiner Jugend und von meiner Mutter

[...] Meine Erziehung war nun meiner Mutter allein überlassen. So sehr die Geschäfte der Haushaltung und der Apotheke, welche sie bis zur Großjährigkeit meines ältesten Halbbruders Johann Friedrich Küntzel, durch Provisoren verwalten ließ, sie auch drückten, so ließ sie doch nichts fehlen, was zur Bildung meines Geistes beitragen konnte. Da sie seit dem ersten Anfänge ihrer Haushaltung den göttlichen Segen immer merklich gespüret und also ein hinreichendes Einkommen hatte, so konnte dieses um desto besser geschehen. Sie bestimmte mich schon sehr früh zum studieren. Man hat mir aber gesagt, daß es sehr große Mühe gekostet habe, mir die erste Kenntnis der Buchstaben beizubringen. Ein, sich in Mülheim damals aufhaltender, sehr geschickter Candidat der Gottesgelahrtheit, Namens Grabow, welcher nebst anderen Kindern meine Brüder im Latein unterrichtete, fand endlich dazu ein artiges Mittel. Er nahm täglich einen Bretzel, zerbrach denselben und setzte davon einen Buchstaben zusammen, wenn ich ihn nun kannte und wieder Zusammenlegen konnte, aber auch im ABC-Buche diesen Buchstaben wiederfand, so bekam ich den Bretzel zur Belohnung. Auf diese weise lernte ich in kurzer Zeit das ganze Alphabet. Mit dem Lesen gab es weniger Mühe. Ich lernte dieses so wie auch das Schreiben in der lutherischen Schule. Sobald ich einmal lesen konnte, bekam ich einen außerordentlichen Hang nach Büchern, besonders nach solchen, worin Erzählungen vorkamen. Die Fabeln Esops, der Reinicke Fuchs, die Geschichte des gehörnten Siegfrieds und die Begebenheit mit Fortunati Wünschhütlein, die Historie von den 4 Haimonskindern, den Kaiser Oktavianus, der Genofeva, der schönen Helena,

machten meine Hauptlection und nebst den Schulbüchern meine Bibliothek aus. Da ich überall, wo ich konnte, Bücher entlehnte, so waren zuweilen solche darunter, welche man sonst höchstselten antrifft. So weiß ich z. B. noch sehr wohl, daß ich einmal ein vollständiges Exemplar des alten Teuerdanks geliehen bekam. Es würde damals dieses seltene Buch für wenig Geld zu kaufen gewesen sein, ich habe nachher danach wieder gefragt, es war aber nun nicht mehr vorhanden. Auch verschiedene alte, höchst rare Chroniken und andere Bücher, deren Seltenheit ich erst nachher habe kennen gelernt, bekam ich auf diese Weise als Kind zu lesen.

So schlecht übrigens die Schule beschaffen war, so legte ich doch darin den ersten Grund in der lateinischen Sprache, so daß ich im 9. Jahr schon viele Vokabeln auswendig wußte und declinieren und conjugieren konnte, weiter hatte es der Schulmeister selbst nicht gebracht und er konnte mich also nicht viel mehr lehren. Im Sommer des Jahres 1754 ließ mich nach vielen Bitten meine Mutter eine Reise nach Bochum tun, um meine Großmutter mütterlicher Seits nebst den anderen Verwandten kennen zu lernen. Ich lebte da recht vergnügt, reisete auch von da weiter nach Dortmund, um meinen Oheim zu besuchen, wo ich in der Zeit meines Aufenthalts daselbst den Unterricht eines sehr pedantischen Informators mit meinem kleinen Vetter zugleich genoß. Ich reisete am Ende des Sommers wieder von da weg und wurde in Bochum von meiner Mutter persönlich wieder nach Mülheim geholet.

Da die Schule zu dieser Zeit ihren Meister durch den Tod verloren und einen anderen bekommen hatte, so setzte ich bei demselben mein Lernen fort, jedoch gab es mit diesem Unterricht nicht viel Sonderliches. Es wohnte aber ein sehr geschickter französischer Sprachmeister in Mülheim und da

ich keine Gelegenheit hatte, das Lateinische ordentlich zu lernen, so wurde ich zu diesem Sprachmeister in die Schule geschickt, um Französisch zu lernen, bis sich eine Gelegenheit zum Lateinischen fände. Die französische Sprache lernte ich in kurzer Zeit. Dieses erlernte Französische kam mir in den damaligen Kriegszeiten sehr gut zu statten, denn Mülheim wurde sehr oft mit Einquartierung der Franzosen beschwert. Ich war damals der Dolmetscher in unserer ganzen Nachbarschaft und machte mich bei den Offizieren und Soldaten, welche oft kein deutsches Wort kannten, dadurch sehr beliebt, so daß sie mich wenig (in) Ruhe ließen und den petit Charles immer zu sich riefen. Zuweilen erhielt ich Geschenke von ihnen. Einem Offizier, welcher in unserer Nachbarschaft im Quartier war, verhandelte ich einmal ein kleines französisches Wörterbuch, für einen Kronentaler, obgleich es nur 2 Stüber gekostet hatte. Ich bekam zwar hinterher von meiner Mutter einen tüchtigen Verweis, allein da der Offizier schon weg war, so behielt ich das Geld.

So verstrichen denn die ersten Jahre meiner Kindheit. Die Beschäftigungen, welche ich außer der Schule vornahm, waren, wie gesagt, das Lesen der Geschichtbücher. Zum Malen hatte ich auch sonderliche Lust. Ich zog allerlei Bilder vor dem Fenster mit Bleistift nach, zog dann die Striche mit Dinten und malte mit Farben die Figur vollends aus. Diese Neigung ist beständig geblieben und es scheint, daß sie mir gleichsam angeerbt sein müsse, weil mein Vater ziemlich gut malen konnte. Ich machte auch Versuche, allerlei Blumen und Kräuter zwischen Büchern zu trocknen und davon ein lebendiges Kräuterbuch zu verfertigen, denn das von meinem Vater ehemals gemachte Kräuterbuch gefiel mir sehr, und ich hatte überhaupt von meiner Jugend an eine mehr als gemeine Lust zur Botanik. Wenn ich auch sonst etwas sah, was mir gefiel, so bemühte ich mich, es nachzumachen, wens auch meine Kräfte und

Fähigkeit überstieg. Ich lernte auch aus eigenem Trieb das jüdisch-deutsche oder rabbinische sehr gut lesen. Ein Judenmädchen in unserer Nachbarschaft, dessen Vater von mir zuweilen Farben zum Malen bekam, wovon er ein Liebhaber war, half mir hierin und versah mich mit den nötigen Büchern. Meine Mutter wußte davon nichts, sie wunderte sich also sehr, als sie mich einmal mit einem solchen hebräischdeutschen Buch fand und dasselbe fertig lesen hörte. Die übrige Zeit brachte ich mit kindischen Spielen und Handlungen zu, welche zu bemerken nicht wert ist.

Etllichemal bin ich als Kind in einer großen Gefahr gewesen. Ich sah nämlich einmal, wie unser Nachbar eine große Wurzel eines Eichbaumes mit Schießpulver zersprengte, auch daß er einmal ein kleines Papier mit Pulver in einen Ofen warf und durch den entstandenen kleinen Knall die bei dem Ofen sitzenden Kinder erschreckte. Diese Wirkung des Schießpulvers gefiel mir. Ich langte also heimlich aus der Jagdtasche unsers Provisors das Pulverhorn heraus und schüttete alles Pulver in ein papiernes Beutelchen, willens, bei nächster Gelegenheit damit einen ähnlichen Schuß zu machen. Ich trug das Pulver lange Zeit in der Tasche, ehe ich's anbringen konnte. Endlich an einem Sonntagmorgen unter der Predigt, da außer meiner Mutter und mir niemand zu Hause war, jene aber in ein anderes Zimmer gegangen war, setzte ich mich in der Küche bei dem Ofen, auf welchem ein Topf mit Fleischbrühe kochte. Jetzt fiel mir mein Pulver ein. Ich nahm das ganze Papier und warf's in den fast glühenden Ofen. Der Knall war entsetzlich stark. Die Flamme umgab mich und der Schrecken machte mich sprachlos. Meine Mutter lief herzu, fand die Küche voll von Pulverdampf und mich beim Ofen, mit versengten Haaren und Augenbrauen. Mein Glück war's, daß mir die Ofentür zu heiß war, ich hätte sie sonst gewiß zugemacht,

und weil das Pulver dann keinen offenen weg gehabt hätte, so wäre ich nach aller Wahrscheinlichkeit entweder erschlagen oder doch übel zugerichtet worden.

Zu einer anderen Zeit hatte ich mir eine Schlüsselbüchse gemacht und dieselbe auf ein Stückchen Holz befestigt. Ich schoß oft damit, endlich aber flog der Schlüssel vom Holz los und mir gerade vor die Stirne; weil ich den auf dem Zündloche gelegten Zündschwamm anblasen wollte. Ich wurde hiervon zwar etwas betäubt, bekam aber sonst keinen Schaden.

Ein paarmal war ich auch in Gefahr, in dem Ruhrstrom beim Baden zu ertrinken, denn ich schlich im Sommer oft, wenn die Schule geendigt war, mit anderen Kindern dahin und liebte das Baden sehr, wie es mir einstmals wunderbarlich dabei ergangen, dieses werde ich nachher anmerken.

Ich wurde auch einmal in eine rechte Angst versetzt, da ein anderer mir bekannter Knabe auf dem Eise fiel und den Kopf dermaßen zerschlug, daß man meinte, er wäre tot. Einer aus unserer Gesellschaft berichtete dieses Unglück seinen Eltern und er wurde noch durch's Trepanieren gerettet.

Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, die Blattern und Masern, habe ich glücklich überstanden und bin als Kind sonst fast immer gesund und stark gewesen, weil ich nicht zärtlich erzogen wurde, auch mich überhaupt nicht gerne einschränken ließ, sondern alles mitmachte, was andere Kinder taten, wenn ich unter den Augen meiner Mutter nicht war, als welche mich sonst strenge genug hielte.

In meinem 13. Jahr wurde ich in die katholische Schule, um das Lateinische gründlich zu lernen, geschickt, nachdem ich vorher in einer Privatstunde bei dem lutherischen

Schulmeister das Rechnen gelernt hatte. Gedachte katholische Schule war, sowie die Kirche, erst einige Jahre vorher gestiftet und hatte einen geschickten Schulmeister, welcher zu einem Jesuiten studiert war, und ein sehr gelehrter Jesuitischer Pater hatte darüber die Oberaufsicht. Ich und noch ein anderer Knabe genossen seinen Unterricht, wir profitierten merklich bei ihm, denn wir liebten ihn recht sehr, weil er uns ganz gelinde behandelte und zuweilen beschenkte, wenn wir vorzüglich fleißig gewesen waren. Mir hat er gewiß nie ein böses Wort gesagt, vielweniger Schläge gegeben, ob ich ihn gleich aus jugendlicher Unbesonnenheit zuweilen neckte. Ich wußte z.B., daß er keine Fliegen leiden konnte und sie überall mit seiner Klatsche verfolgte, ich malte ihm also mit Dinte immer Fliegen an die Wand, wo er seinen Stuhl hatte, auf diese schlug er dann, weil er sie vor rechte Fliegen hielt, und wenn er seinen Irrtum merkte, schüttelte er lächelnd den Kopf und sah mich an. Ich machte mir also ein Vergnügen daraus, ihn oft auf diese Weise anzuführen, denn wenn er sie auch wegkratzte, so wurden doch bald wieder neue hingemalt. Von Religions-sachen redete er übrigens niemals. Ich hatte seinen Unterricht ohngefähr 2 Jahre lang und muß ihm meinen ersten Grund in den Wissenschaften verdanken und besonders was die lateinische Sprache betrifft, in welcher ich von ihm sehr gründlich unterrichtet worden bin.

Meine übrigen Schicksale in den kindischen Jahren übergehe ich, als ganz unerheblich. [...]

Von den vornehmsten Mitteln zur Erlangung eines hohen Alters

Es wird wohl unter allen Menschen keiner können gefunden werden, der nicht alt zu werden wünsche, insonderheit wenn er versichert ist, daß die das Alter sonst begleitende Ungemächlichkeiten diesen Winter seines Lebens nicht beschwerlicher machen sollen; bey allen unsern Handlungen, bey allen unsern Begierden und Wünschen sehen wir immer auf die Zukunft, wir sammeln, bauen, pflanzen, lernen, alles um einen künftigen Nutzen uns dadurch zu verschaffen und die Folge der Tage uns angenehm zu machen; und eben hiedurch geben wir zu erkennen, daß wir keineswegs heute oder morgen zu sterben, sondern vielmehr lange, sehr lange zu leben begehren. Man glaube dem Harpax nicht, der aus unzeitiger Furcht, er mögte einmahl verhungern müssen, dann und wann den Wunsch thut, bald zu sterben; dieser Einfall ist ihm Scherz, er würde sich augenblicklich erhenken, wenn er ihm Ernst wäre, er wünscht vielmehr länger zu leben, er sehnt sich, Metusalems oder Nestors ehrwürdiges Alter zu erreichen, denn dieses bringt seine Hauptneigung, der Geitz, der immer fürs Zukünftige arbeitet, mit, sonst wäre Harpax nicht Harpax: Der Autor, der nur wünscht, noch so lange zu leben, bis er sein gelehrtes Werk zum erwünschten Ende gebracht hat und dann keine verkehrte Miene zu machen sich verspricht, wenn ihn der Tod drohend ereilte, er mag versprechen, er mag denken, was er will, er wünscht doch länger zu leben, er wünscht ein Greis zu werden; dann warum schrieb er sonst anders, als um Ehre zu erjagen? Bey den Gelehrten ist es, Dank sey der guten Denkungsart, heut zu Tage nicht mehr wie vor diesen gebräuchlich, daß sie auf Ruhm nach dem Tode begierig sind; sie wollen in ihrem Leben noch die Früchte ihres Fleisses einerndten, weil sie an andern die traurige Erfahrung haben, daß heiterere Köpfe ihren Glanz nach ihrem Tode verdunkeln

werden, und daß das Sprüchwort: Man müsse von den Todten Gutes reden, nicht mehr Mode ist.

Unstreitig ist es also mit dem Wunsch, alt zu werden, eben so bewandt, wie der Dichter sagt:

Dieser Wunsch der Ohren,
wird mit uns gebohren,
Stammt Natur aus dir.

Aber wie fängt man es an, alt zu werden? Wie wird dieser Wunsch erfüllt? Ist es auch möglich, alt und älter zu werden, als man gemeiniglich in unsern Zeiten wird?

Ja es ist möglich; unser Körper ist viel zu künstlich gebaut, als daß er einer so kurzen Dauer solte unterworfen seyn, und wenn der Natur nicht gleichsam Hals und Bein gebrochen wird, so kan in der That das Alter gleichsam aufgehalten und das Leben wahrscheinlicher Weise verlängert werden. In der ersten Welt, und gleich nach der alles überschwemmenden Süntflut, lebten die Menschen, deren Körper eben so wie der unsre gebaut war, aus eben den Fäsergens (Original im Text: Zäsergens; Anmerkung Klaus Schaller), aus eben den Gefässen, aus eben den Säften bestund, länger wie wir, ja überlebten Jahrhunderte. Es ist wahr, man kan die Absicht des weisesten Schöpfers zur Ursache hievon anführen, der damals die Welt bevölkert haben wolte, und ihnen deswegen ein so hohes Alter zulegte; es konnte die heitere und reine Luft, die sie einatmeten, es konnte die glückliche Himmelsgegend, es konnten andere Umstände hiezu beytragen; allein die Lebensordnung, die unsre Uhrväter beobachteten, ist ohne Zweifel hievon nicht die kleinste Ursache. Man hatte damals noch keine französische Köche, die die Speisen verdürben und sie dem Leibe schädlich zu machen sinn-

reich gewesen wären, eine leichte und einfaltige Kost nährte sie, man trank Wasser und Milch, Kalbfleisch, Kuchen und Butter dazu war, wie aus dem Exempel Abrams zu sehen, ein Essen, damit man vornehme Gäste bewirthete, man kannte den Wein nicht, bis ihn Noah mit seinem Schaden erfand, Brandwein war gar nicht bekannt, bis ihn in den neueren Zeiten Raimund Lullius entdeckte, Gewürze waren noch nicht im Gebrauch, man entbehrte tausend Sachen, die schädlich waren; auf Schmausen konnten sie nicht denken, weil sie wichtigere Geschäfte hatten, sie musten nützliche Künste erfinden, sie musten die Felder bearbeiten, sie musten die Welt anbauen, kurz, sie hielten die beste Lebensordnung; und konnten dieselben bey solcher Lebensart mehr Jahre oft erreichen als wir Monate, warum solten wir, deren Körper eben so gut ist, nicht das gewöhnliche Alter, zu 70 bis 80 und mehr Jahren bringen können?

Die vornehmste Regel, wodurch dieses wahrscheinlicher Weise geschehen kan, die von den Arzneygelehrten vorgeschlagen und in Vernunft und Erfahrung gegründet sind, sind folgende:

Man halte im Genuß der Nahrungs-Mittel eine gute Ordnung; je einfacher diese ist, desto mehr ist sie nützlich; so lebten die Alten und so leben die Menschen auf dem Lande noch meistens, bey denen wir die mehreste Greise antreffen, diese bemühen sich nicht, sich wie die Stadtleute den Körper zu verderben, sie sind mit wenigen Gerichten vergnügt, und ihre Kost ist, wie der Gesang des Kukuks, ein ewiges Einerley. Ich habe einen Mann gekannt, der das hundert fünfzehende Jahr überbracht hatte und trotz seinen Gebeinen, die den Umsturtz drohten, munter blieb, bis man ihn unvermuthet des Morgens todt im Bette fand. In einem benachbarten Dorf lebt noch jetzt ein Mann, der hundert und sechs Jahr alt ist, und es ist noch

nicht lange, daß ich und viele andere, ihn mit einer mäßigen Tracht Taback auf seinem Rücken, zu Fusse eine Stunde von seinem Wohnungsort Handel treiben sahen. Beide diese Greise haben bey einer mäßigen und einfachen Nahrung, wie ich sicher weiß, ihr Leben so hoch gebracht, und es würde leicht seyn, aus Büchern und Zeitungen noch eine ganze Reihe solcher Beyspiele anzuführen. Unser Magen und Magensaft hat zwar vor dem Magen und Magensaft der Thiere einen grossen Vorzug, er verdauet zugleich vegetabilische und Fleischspeisen, da er hingegen bey den wenigsten Thieren diese Kunst versteht, bey dem allen aber ist er doch keine pampinianische Maschine, man kan ihm ein unverdauliches Chaos, einen Mischmasch von Speisen aufbürden, mit denen er seine liebe Last hat, und dann vielen Krankheiten den Weg bahnen, wozu noch kommt, daß ein aus solchem Mischmasch bereiteter Nahrungssaft unmöglich so zur Ernährung geschickt seyn kan, wie wenn er aus einzeln Speisen bereitet ist.

Die einfache Speisen müssen überdem, wenn wir gesund bleiben und alt werden wollen, so beschaffen seyn, daß sie zu verdauen sind und dem Magen nicht all zu viel Arbeit verschaffen. Ich will eben nicht sagen, daß man nichts als weiche Speisen geniessen müste, wir würden, wenn wir dies thäten, bald Zärtlinge werden; Nein, die ihre Verdauung kennen, insonderheit die Westphälinger, welche bey andern den feinen Ruhm haben, daß sie eiserne Mägen hätten, können ein Stück rohen Schinken eben so sicher geniessen wie der Tartar das rohe Pferdefleisch; aber, wie gesagt, solche müssen mit ihrem Magen genau bekannt seyn und wissen, daß sie es schon mehrmahlen gegessen und nie Beschwerung davon gefühlt haben, weiß einer dieses, so esse er getrost, er kan dabey alt zu werden Hofnung haben, da er hingegen von dünnen Speisen vielleicht krank werden würde. Dann gewisse diätetische Regeln lassen sich im

Genuß der Arten von Nahrungsmitteln nicht geben, die Verschiedenheit der Menschen ist auch in diesem Punkt zu mannigfaltig, was dem einen gut bekommt, ist oft dem andern ein kleines Gift.

Das Sicherste und Gewisseste zu bestimmen ist, daß man die Mäßigkeit so wie bey allen Dingen also auch bey dem Genuß der Nahrungs-Mittel beobachte, man muß sich nie überladen. Der alte Ludwig Cornaro hat in seinem kleinen Buch von der Kunst, hundert Jahr alt zu werden, durch sein eigen Exempel belehret, die Mäßigkeit besonders gepriesen; wir können diesem ehrlichen Greiß sicher glauben, weil wir noch heut zu Tage keinen einzigen starken Fresser und Säufer finden, der alt geworden wäre.

Wolte sich jemand gefallen lassen, seinem Magen etwa alle 3 Wochen, auf einen Tag alle Nahrung zu versagen und zu fasten, so würde er sich dadurch vor vielen Krankheiten schützen, folglich auch ein gesundes Alter zu erreichen Hofnung haben; ich führe dis nur obenhin an, nicht weil es eine unnütze Regel ist, sondern weil sie vielleicht wenig Beyfall findet.

Alles, was von denen Speisen gesagt ist, gilt ebenfals von den Getränken, die einfachsten, wobey die vorige Menschen alt wurden, als Wasser und Milch, sind die besten; starke Wein-, Bier- und insonderheit Brandweintrinker werden, wie die Erfahrung lehret, vor der Zeit steif, unvermögend und erreichen kein hohes Alter; der schädliche Punsch, gewissermaßen auch Thee und Kaffee und andere heute zur Mode gewordene Getränke, gehören, weil sie ebenfals schlimme Folgen haben, in eben diese Klasse.

Eine andere Regel zur Erlangung eines hohen Alters ist: daß man sich an alles gewöhne. Dieses nutzt uns um so mehr, weil wir oft in Umstände versetzt werden, wo man sich

nicht genug vor schädliche Sachen in Acht nehmen kan. Mitridates gewöhnte sich, Gift zu essen, also, daß man ihm hernach durch Gift keinen Schaden thun konnte, von andern Giftfressern liest man auch hin und wieder; die Türken können das Opium, wo von uns etliche Grane tödlich sind, zum ganzen Loth und häufiger, ohne Schaden durch die Gewohnheit essen; dieses nachzuthun ist eben vor uns nicht rathsam, weil der Nutzen dieser Gewohnheit selten zu passe kommt, allein wir können uns an andere Sachen gewöhnen, die öfters vorkommen, wir können eine rauhe Luft ertragen lernen und nicht einmahl einen Schnupfen bekommen, wovon der andre, der hinter dem Ofen oder auf dem Kanapee zwischen Kissen mit der Pelzmütze sitzt, eine tödliche Brustkrankheit haben wird, wir können uns an harte Speisen ohne Schaden gewöhnen, wir können Hitze und Kälte ertragen lernen, wir können die Gewohnheit zur Natur machen und dabey gesund bleiben und alt werden; Masinissa, ein König der Numidier, der 108 Jahr alt wurde, soll, nach dem Zeugniß der Schriftsteller, immer im Regen und in Kälte mit blossen Füßen und Kopf gegangen seyn und in seinem sechs und achtzigsten Jahr noch einen Sohn gezeuget haben; die Gewohnheit der Indianer und einiger mehr gesitteten Völker ist bekannt, sie tauchen ihre Kinder gleich nach der Geburt ins kalte Wasser, um sie stark und dauerhaft zu machen, wir können selbst dem Schicksal trotz bieten und widrige Zufälle frisch verlachen, wenn wir durch die Gewohnheit schon dazu vorbereitet sind.

Ferner ist sowohl zur Gesundheit als auch zur Erlangung eines hohen Alters nöthig: daß man seine Gemüthsaffekten zähme. Zur Erfüllung dieser Regel gehöret mehr als zu allen übrigen; wie selten ist ein Epiktet zu finden, der sich das Bein zerschlagen läßt, ohne sauer zu sehen, oder der Sokrat, der sich ins Gesicht speyen läßt, ohne Mauschellen

auszuthemen; Fast sollte einem hiebey alle Hofnung vergehen, daß jemals jemand alt würde, weil die Affekten so schwer zu zwingen sind. Die Vorschläge, wie die Leidenschaften zu heilen sind, gehören indessen bloß vor den Moralisten, ein Arzt als Arzt kan hiebey weiter nichts thun als die Achsel zucken und allenfalls eine ganze Reihe von heftigen Affekten krank gewordenen oder getödteten andern zum warnenden Exempel darstellen, welches ich aber, um den Raum dieser Blätter nicht unnöthiger Weise auszufüllen, unterlasse.

Eine mäßige Bewegung des Körpers trägt ebenfalls ein grosses zum langen Leben bey; durch dieselbe erhalten wir die Säfte in ihrem ordentlichen Laufe und die vesten Theile des Leibes in der gehörigen Elasticität, das Unreine wird durch die verschiedene Ausführungswege richtig weggeschafft und also bleibt man gesund. Die Studirenden, wenn sie mit der Gelehrsamkeit allzu sehr beschäftigt sind, und diejenigen überhaupt, welche ein Sitzleben führen, findet man mehrentheils schon vor der Zeit alt und steif. So schädlich aber eine ganz unterlassene Bewegung dem Körper ist, eben so schädlich ist sie auch, wenn sie allzu stark und so übertrieben ist, daß sie zu einer beschwerlichen Arbeit wird, insonderheit wenn sie gleich von der ersten Jugend an streng getrieben wird, dann so bahnet sie ebenfalls den Weg zu einer frühzeitigen Steifigkeit; die Mittelstrasse ist also hierin die beste.

Man kann hiezu noch rechnen den erlaubten Genuß der Vergnügungen und insonderheit die Geselligkeit oder den vergnügenden Umgang mit andern Menschen. Dann dieses trägt in der That zur Gesundheit und zur Erlangung eines hohen Alters vieles bey; hiedurch werden die Verdrießlichkeiten des Lebens, diese Feinde der Gesundheit unschmeckbar gemacht, und ihnen wird das Gift benommen; in den Klöstern und Gefängnissen findet man keine Greise. Eine abermalige Regel hiezu ist: daß man sich vor an-

steckende Krankheiten hüte und sich, weil sie das Alter hindern und tödtlich seyn können, davor sichere. Man fliehe also die Gegend, wo sich ansteckende Seuchen finden, und wo gemeinlich die Luft unrein ist, und suche eine reinere und vor den Körper erspriessliche Luft, die auf den Bergen, und die Landluft pflegt man vor die gesundeste zu halten; man habe auch mit den Unglücklichen, die schon ansteckende Krankheiten haben, gar keine Gemeinschaft; dieses scheint zwar grausam; allein, wenn man bedenkt, daß schon bey den Israeliten kein Aussätziger mit andern, die rein waren, viel umgehen durften und Gott selbst geboten hatte, daß sie von andern abgesondert leben musten, auch nach dem gemeinen Sprüchwort, die Liebe des Nächsten von sich selbst anfangt, und also niemand verbunden ist, sich um eines andern willen selbst in Gefahr zu setzen, wenn man dieses, sage ich, bedenkt, so fällt der Schein der Grausamkeit weg. Da indessen nicht ein jeder sich des Umganges mit solchen Kranken entschlagen, noch viel weniger die Gegend, wo die Seuche ihren Wohnplatz hat, meiden kan, so ersetzt dieses hinlänglich die künstliche Verbesserung der Luft in den Häusern, wie auch insonderheit die gehörige Unterhaltung der beiden nöthigsten Ausführungen, nemlich des Leibes und der feinen Schweißlöcher, wodurch die unmerkliche sanctorianische Ausdünstung geschieht und wozu ein unverzag und munter Gemüth nicht wenig beyträgt. Denn wer diese nebst andern nöthigen Ausführungen recht zu unterhalten weiß, bleibt nicht allein vor ansteckenden, sondern auch vor den meisten andern Krankheiten gesichert, folglich gesund und geschickt, die Stufen des Alters ohne grosse Hindernisse zu betreten.

Fried. Hofmann hat eine Regel zur Gesundheit gegeben, die also auch eine Regel zum langen Leben ist und hiehin gehört; diese, ob sie gleich vielen Arzneygelehrten nicht

sonderlich angenehm seyn mag, verdient allerdings beobachtet zu werden. Er sagt: Fliehe die Ärzte, fliehe die Arzneyen. Wie, diese Priester der Gesundheit, diese Mittel zur Gesundheit, sollen die geflohen werden! Ist es möglich, daß dieses ein Arzneygelehrter selber sagen kan? Man muß diesem Gelehrten das gröste Recht geben; denn ohne Noth Arzney genommen ist ein kleines Gift. Der ganze Mensch ist nach dem Ausspruch jenes grossen Arztes gleich von der Geburt an eine Krankheit, niemand kan vollkommen und in allen Stücken gesund seyn; dennoch giebt es Menschen, die ganz gesund seyn wollen, die bey der allerkleinsten widrigen Empfindung gleich nicht Ärzte, nicht Arzneyen genug haben können, und diese werden alsdenn den Fröschen in der phädrischen Fabel gleich, denen der Klotz nicht gut genug zum König war und deswegen den Storch bekamen, der sie auffraß, oder den Mädgen bey dem Gellert, die um länger zu schlafen, den Haushahn umbrachten, aber eben darum früher aufstehen musten, oder den Polacken, die um die Dissidenten zu verjagen, die Mahometaner zu Hülfe rufen; diesen werden sie gleich, denn durch den Wust der Arzneyen, die ihnen Pfuscher verschreiben, bahnen sie grössern Übel den Weg; von rechtschaffenen Arzneygelehrten, die ohnedem ohne Noth nicht mit Recepten freygebig sind, rede ich nicht. Vielleicht war, daß ich es im Vorbeygehen anmerke, bey den Menschen der ersten Zeit eine Ursache des hohen Alters mit, daß damals sich noch keine Leute fanden, die sich auf Kosten der Gesundheit anderer mästeten.

Dieses sind zur Erlangung eines hohen Alters kürzlich die vornehmste Regeln. Vielleicht pries mancher, der gern alt werden wolte, im Anfang dieses kleinen Aufsatzes das Schicksal, daß es ihm hier eine Reihe Arzneymittel würde lesen lassen, die sein Alter erhöhen und dem Tode den Rachen zustopfen würden. Zum Trost eines solchen weiß ich nichts anders vorzuschlagen, als daß er sich zur Haltung

dieser Regeln bequeme und dann ruhig seine künftige graue Haare erwarte; will er dieses nicht thun, so kan er einen andern Weg einschlagen, der noch leichter ist: Er muß ein Narr werden, denn von dieser Art unsinniger Geschöpfe hat man beobachtet, daß sie ihr Leben gemeinlich sehr hoch bringen, weil sie ohne Affekten, bey schlechter einfacher Kost, bey Wasser und Brod leben und Kälte und Wärme, Schnee und Regen, so wie es das Glück giebt, ohne Schaden zu ertragen verstehen, kluge Leute hingegen pflegen frühe zu sterben, nicht allein weil ihre Gefässe und Nerven feiner sind, sondern auch weil sie gemeinlich, in dem sie den Geist zu verbessern sich bemühen, die Pflege des Körpers vergessen.

Die Geheimnisse der Helmontianer und Paracelsisten, die ein langes Leben bringen sollen, verdienen nicht in Betrachtung gezogen zu werden, weil es Träumereyen sind. Vom Honig sagt man, daß dessen Gebrauch alt machte; der hundertjährige Greis Vadius Pollio soll vom Kayser Augusto gefragt seyn: durch welche Mittel er sein Alter so hoch gebracht u. so munter erhalten habe, und er soll geantwortet haben: durch den innerlichen Gebrauch des Honigs und den äusserlichen Gebrauch des Oels; eben diese Antwort gab auch einst Democritus, der 109 Jahre alt geworden ist; Pythagoras und seine Schüler sollen ebenfalls Liebhaber des Honigs gewesen und sehr alt dabey geworden seyn; von den Honigtränken sagt der Englische Medicus Henr. Mundius, daß sie zum langen Leben gut wären, und daß er medicinische Pfuscher gekannt hätte, die von dem Honig einen Theriak gegen alle Krankheiten gemacht hätten; zu unsern Zeiten finden wir dergleichen Honigärzte ebenfalls noch, die Wunder davon versprechen. Ich traue diesem Mittel, um alt zu werden gar nicht, weil es die vornehmste Tugend eines solchen Mittels nicht hat, die darin besteht, daß es allen und jeden nützlich, keinem aber

schädlich ist, dann es ist bekannt, daß der Honig bey sehr vielen Menschen schädliche Wirkungen habe.

Von noch andern zur Verlängerung des Lebens hin und wieder angepriesenen Mitteln will ich, weil sie ebenfalls von keinem guten Schrot und Korn sind; nichts weiter sagen, sondern mit dem Wunsch schliessen, daß alle meine Leser so alt mögen werden, als sie selbst wünschen.

Kurze Lebensgeschichte berühmter Personen unserer Gegend

O Ruhm! dring in der Nachwelt Ohren.
Gellert.

Seit geraumer Zeit habe ich einige kurze Lebensgeschichte verstorbener Personen aus unserer Gegend gesammelt, davon ich einige, weil sie besonders merkwürdig sind, unsern geehrtesten Lesern, ohne eine weitläufige Vorrede, jetzo mittheilen will.

1) Herr Schnurr gab schon in seiner zarten Jugend seine künftige Vollkommenheiten deutlich zu erkennen, und zeigte, daß er recht zu einem Helden gebohren war, indem er immer mit andern Knaben in seiner Nachbarschaft Lärmen erregte und ihnen öfters mit Steinwürfften blutige Köpfe machte, auch so gar im zwölften Jahre seines Alters seiner leiblichen Mutter mit einem dicken Prügel die Nase zerschlug. Seine Eltern, welche als kluge Leute die Fähigkeiten und den ungemeinen Muth ihres Sohnes hieraus urtheilten, hüteten sich sorgfältig, das kriegerische Naturell deßelben zu unterdrücken, vielmehr stärkten sie ihn in seiner Denkungsart, und nahmen sich vor, aus ihrem jungen Schnurr einen solchen Mann zu bilden, von dem sie dem Staate viele Dienste im Kriege versprechen könnten.

Wie sie dachten so geschähe es. Man kaufte ihm, so bald er zu seinen gehörigen Jahren gekommen war, unter den Reichsvölkern die Stelle eines Freykorporals. Er legte gleich beym Antritt seiner Bedienung in den Quartieren ausserordentliche Proben seines Heldenmuthes ab, und ließ nicht allein den Wirthen und Bauern, sondern auch selbst seinen untergebenen Soldaten, seine und seines Stockes Stärke empfindlich fühlen. Bis er endlich, da es gegen den Feind gehen sollte, bey Schlagung des Generalmarsches vor Schrecken starb, und also sein Leben im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters rühmlich endigte. [...]

6) Herr Gaum war ein Mann, dessen Feinheit im Geschmacke jedermann bewunderte, indem er gleich wußte, ob die gebratene Schnepfen in der Grafschaft Marck oder in einer andern Gegend geschossen waren. In seiner Jugend besaß er ein ansehnliches Vermögen, welches aber seinem Ende nahe war, eben zu der Zeit da Herr Gaum an einer Kabilan Grate, die ihm im Halse stecken blieb, und gleich eine tödtliche Entzündung erregte, aus diesem Leben wanderte.

Er war 33 Jahr alt, und hätte, wenn jenes Unglück hinterblieben wäre, sein Alter sehr hoch bringen können, sintemal sein gesunder und fetter Körper recht zu einem langen Leben geschaffen zu seyn schien.

7) Jungfer X. ein artiges Mädchen starb in dem Wochenbette und zwar im Frühling ihrer Tage, im zwanzigsten Jahre ihres Alters. Die vorhergegangenen Umstände ihres Lebens lassen sich leicht hinzudenken.

8) Herr Pigrilius rauchte gerne Knaster, trank und aß nach Appetit, schlief gemeinlich 14 Stunden, und brachte die übrige Tageszeit in einem gemächlichen Lehnstuhle zu. Er

war unverheyrathet und schrieb vor 10 Jahren ein Buch: »von der Ruhe des Leibes und des Gemüthes«. Er ging nach seinen Vätern an der Schlafsucht, als ein redlicher Bidermann, im 48.ten Jahre seines ruhigen Alters.

9) Bartel Zecher war 43 Jahr und 6 Tage alt, als er Abends spät an einer Blutstürzung, nach Aussage des Geistlichen, der ihm die Leichenpredigt hielt, plötzlich doch seelig verschied, nachdem er diesen Tag durch 6 Maaß und drey Schoppen Wein zu sich genommen hatte. Ich führe diesen Umstand besonders an, um dadurch die Ursach seines Todes erklären zu können.

Denn da dieser, um die Weinhändler sehr verdienstvoll gewesene Zecher von dem 19ten Jahre seines Lebens an, bis auf den Tag seines Todes exclusive, nie die Zahl von 5 Maaß Wein zum täglichen Getränke überschritten, aber eben am Tage seines Todes dieses sein diätetisches Gesetz (welches er sonst unverbrüchlich hielt und weder mehr noch weniger that) übertreten, und, weil der Wein eben besonders gut war, einund dreyviertel Maaß mehr als gewöhnlich getrunken hatte, so war es natürlich, daß er sterben mußte. Wie denn, der zum Sterbenden herzu gerufene Arzt dieses sehr gelehrt, nach den beyden Grundsätzen erklärte: *natura gaudet consuetis, aegre fert insoliter quaeque und consuetudo est altera natura.*

Wir lassen diesen Mann in Frieden ruhen, und wollen vielmehr den Liebhabern der Rechenkunst zur Nachricht, die Anzahl des Weines, den unser Bartel während seiner mühseligen jedoch kurzen Pilgrimschaft auf Erden getrunken hat, melden.

Die 24 volle Jahre, die er vertrank, machen überhaupt, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, 8760 Tage aus, also betragen täglich 5 Maaß die Summe von 43800, sage drey und

vierzig tausend und acht hundert Maaß. Die sechs Tage, welche er über 24 Jahre gebracht, machen noch 30 Maaß aus, folglich beträgt der Wein 43830 Maaß. Hierzu kommen noch die während denen 24 Jahren gewesene 6 Schalttage, welche ebenfals 30 Maaß ausmachen, diese 30 noch zu obiger Anzahl machen also 43860 dito. Item das Maaß und die 3 Schoppen, welche Schuld an seinem Tode gewesen, dazu gerechnet, geben das völlige Facit von drey- und vierzigtausend achthundert und ein- und sechzig Maaß und drey Schoppen.

Aus dieser Rechnung können die Leser, ohne mein Erinnern, auf den großen Durst schließen, den der arme Mann in denen 24 Jahren und sechs Tagen gehabt hat. [...]

11) Christoph Karg war ein Muster der Mäßigkeit, und ob er gleich ansehnliche Güter besaß und bey 2000 Thalern jährlicher Einkünfte hatte, so aß er sich doch niemals satt, und sein ganzer Kleidervorrath bestand nur in einem zerrissenen und vor Alterthum grau gewordenen Hut, einem Paar Schuhe mit hölzernen Absätzen und stark mit Nägeln beschlagen, nebst einem Paar Pantoffeln, deren Eltern Stiefeln gewesen sind; ingleichen einem Rocke den man nur auf Festtagen zu sehen bekam, und welcher muthmaßlich ehemals eine braune Farbe gehabt hatte. Er war, wie Herr Karg öfters versicherte, sein Bräutigamsrock und vorzeiten mit breiten Aufschlägen fast bis an die Schultern versehen gewesen, wie denn dieses letztere die Schattirung des Ermels selbst bewiese. Sie wurden aber vor ungefähr 20 Jahren nebst denen überflüssigen Knöpfen die auf der Tasche und vornherunter am Rocke sassen, von dem Besitzer des Rockes abgeschnitten und einem Juden verkauft, weil Herr Karg glaubte, daß er diesen Zierrath wohl entbehren könnte.

Bey dem jetzigen hohen Preise des Getreides gerrieth Herr

Christoph in solche Verlegenheit, daß er aus Furcht, er möchte künftig verhungern, sich kurz und gut erschloß (Originaltext: entschloß; Anm. Klaus Schaller) und zum Vergnügen seiner Erben starb, welche den Rock gleich in eine Papiermühle verehren, von dem baaren Gelde, Schuldverschreibungen, liegenden Gründen und andern nachgelassenen Gütern aber einen bessern Gebrauch machen werden.

Er war 79 Jahr alt, als er beerdiget wurde [...].

13) Meister Reimbald ein Poete, der 52 Jahre alt war, und durch sein Handwerk sich manchen harten Thaler verdient hatte, im übrigen aber sich kümmerlich bey Brod und einem Schlucke Fusel behelfen mußte, starb auf eine erbärmliche Weise. Er pflegte, wenn ihm der Reim nicht nach Wunsche fließen wollte, die Feder zu zerkauen, wo bey er sich bis dahin ziemlich wohl befand, und gleich zu seinem Zwecke gelangte. Als er aber einstens in Verfertigung eines Sonnets zu Ehren eines gewissen Herren begriffen war, und lange auf das Wort Mensch vergeblich nach einem Reime gesucht hatte, auch nach seiner Gewohnheit die Feder zerbrach, fiel ihm unglücklicher Weise ein Stückgen davon in die Luftröhre, woran er gleich unter vielem Husten und Keuchen erstickte. Die gelehrte Welt bedauert seinen Tod herzlich. [...]

16) Frau Liebreich war im Jahr 1746 gebohren und vor 2 Jahren mit dem Herrn Liebreich verheyrathet. Sie gaben ein rechtes Beyspiel der Einigkeit und führten die zärtlichste Ehe von der Welt. Der Mann war ein wahres Muster der Sanftmuth und trug seine Gattin fast auf den Händen, sie war ebenfalls die beste Frau, die man sich hätte wünschen können.

Madame endigte ihr Leben dadurch, daß ihr Herr Gemahl sie von der Treppe warf, daß sie den Hals zerbrach. Die herbeygelaufene Nachbarn wollen noch einige Worte so

wohl von der Frau als dem Manne gehört haben Z.E. du Schelm, da lieg du Vieh etc.

17) Herr ** war ein Mann von großem Geiste, ein Gelehrter vom ersten Range, der sich besonders mit Streitschriften beständig beschäftigte und dadurch viele Feinde zuzog, die er aber alle durch Hülfe seiner Feder und Dinte husarenmäßig niedersäbelte. Er tadelte alles, was nicht von ihm herkam bloß um sich Gegner zu erwecken. Zuletzt da sich niemand weiter mit ihm abgeben wolte, schrieb er selbst, jedoch unter fremden Namen, gegen sich, bloß um sich zu widerlegen. Endlich starb er mit dem Geruche der Gelehrsamkeit an der Tobsucht, die vermuthlich noch von dem Biß herrührte, den ihm in seiner Jugend ein toller Hund versetzt hatte. [...]

19) Samuel Ben Simeon, ein eifriger Beobachter seiner väterlichen Satzungen und redlicher Israelit, ward im 75 ten Jahr seines Lebens zu seinen Vätern versammelt. Er beschämte mit seinem aufrichtigen Wandel viele Unbeschnittene, und nahm, ob er gleich ein Jude war, nur drittheil Procent. Ja oft lieh er umsonst, brach den Hungrigen sein Brodt mit Freuden, und diente überhaupt gern seinem Nebenmenschen, er mochte auch seyn, von welcher Religion er wollte.

Ehemals besaß er ein großes Vermögen, er war aber durch allerhand unerlaubte Kunstgriffe einiger Christen, welche hiedurch ein löbliches Werk zu verrichten glaubten, nach und nach um alles das Seinige und in die äußerste Armuth gebracht, so daß er in Gefahr stand, bey aller seiner vorigen Redlichkeit trostlos zu verhungern, wenn nicht ein eben so rechtschaffen gesinnter Kaufmann, welchen Samuel ehemals mit seinem Vermögen vom Verderben gerettet hatte, sich seiner wiederum angenommen, und ihn bis ans Ende

als einen wahren Freund verpfleget hätte. Er verschied im Danken und Gebet für seinen christlichen Wohlthäter, ohne übrigens die geringste Bitterkeit gegen diejenigen zu bezeigen, die an seinem Unglück schuld waren. [...]

22) Herr Philomusus, ein Mann, der, ob er gleich keine von den sogenannten Brodtwissenschaften verstand, dennoch ein warmer Verehrer der Gelehrsamkeit war, fast alle Sprachen fertig redete und eine weitläufige Belesenheit hatte, endigte sein Leben im 51 Jahr seines Alters und hinterließ, außer einer Frau mit 11 unmündigen Kindern und einer großen Büchersammlung, nicht das Mindeste.

23) Herr Fraulieb hatte ein so menschenfreundliches Herz, daß er die ganze Hälfte des menschlichen Geschlechts, welche man die schöne Hälfte zu nennen pfelet, mehr als brüderlich liebte. Er war wohl gebildet, fluchte schön, trug besetzte Kleider und eine zierliche Frisur. Dieses schaffte ihm bey vielen Frauenzimmern einen freyen Zutritt. Ohngefähr 30 Jahr mochte er alt seyn, da der Tod bey ihm anklopfte. Er hinterließ, ob er gleich nie verheyraethet gewesen, eine zahlreiche Familie und vermachte sein Vermögen dem Waysenhouse.

Sein Leichengefolge war ansehnlich, indem sich die meisten seiner Schwäger dabey einfanden. [...]

28) Mademoiselle Vielweiß war, wider die Gewohnheit des Frauenzimmers in unserer Gegend, belesen und gelehrt. Sie trieb so gar ihre Gelehrsamkeit so weit, daß sie die Haushaltungskunst und andere dergleichen Künste, die dem schönen Geschlecht sonst zu wissen nöthig sind, darüber vergaß. Die Geschichte des trojanischen Krieges, die Mythologie, die Pflichten und Namen der Furien und dergleichen gelehrt Sachen wußte sie besser, als die Artikel des christlichen Glaubens. Und ob sie gleich nicht im Stande

war, eine Suppe zu kochen; so war ihr doch aus alten Schriftstellern genau bekannt, wie die berühmte schwarze Brühe der Spartaner zugerichtet worden. Ihre lateinische und griechische Verse, welche sie ohne sonderliche Mühe verfertigen konnte, ließen sich gut lesen; obgleich die Torten und Kuchen, welche sie zuweilen, wenn sie Besuch bekam, zurecht machte, eben keinen Beyfall erhielten. Die Lehre von den Monaden machte ihr so viele Beschäftigung, daß sie darüber so schmutzig einher gieng, wie ein Philosoph von der Seite der Cyniker, und mehrentheils sich zu waschen vergaß. Die vorherbestimmte Übereinstimmung nach dem Lehrgebäude des Leibnitz kannte sie besser als die Wahl einer harmonischen Kleidung. Der Satz des Widerspruches war ihr Lieblingssatz. Es mochten aber, bey allen diesen ihren Vorzügen, wohl die Mannspersonen den Satz des zureichenden Grundes vor Augen haben, um die Vielweiß nicht zur Ehe zu begehren; denn sie starb als eine wohlbetagte Jungfer, und wurde nach ihrem Tode zwar bewundert, aber nicht bedauert. [...]

30) Herr Sittenfreund war ein berühmter Lehrer der Moral und starb im 47. Jahr seines Alters an einem Gallenfieber, welches er sich durch Ärgerniß wegen eines Injurienprocesses zugezogen hatte. Er hielt sich, statt einer Frau, eine Köchinn und erzeugte mit derselben verschiedene Kinder.

In seinem Pettschaft führte er einen Schweinskopf.

31) Herr Sadrach hochseligen Andenkens war wohl-
ansehnlicher Amtmann über unser Dörfchen Dreyhausen.
Er verstand die Kunst aus dem Grunde, welche von allen
Künsten die schwerste ist, namentlich die Regierungskunst.
Schon sein äußerliches Ansehen flößte seinen unterthä-
nigen Bauern Ehrfurcht ein; noch mehr aber that dieses der
32

Thurm und das Hundeloch, womit er diejenigen Verbrecher exemplarisch, jedoch auf ihr eigene Beköstigung bestrafte, welche die Pachte nicht zur gehörigen Stunde brachten, oder auf 15 Schritt vor seiner erhabenen Person den Hut nicht abnahmen. Man hat ihn niemals lachen gesehen, als nur zu der Zeit, da ihm das Diplom eines Amtmanns eingehändigt wurde. Überhaupt wählte er den ernsthaften Kalo und den berühmten M. Krassus zum Muster der Nachahmung, welcher letztere auch nur einmal in seinem Leben gelacht haben soll, ob er gleich kein Amtmann zu Dreyhausen war.

Niemals redete er von sich anders, als in der mehreren Person, z.E. Wir Sadrach Amtmann zu etc. Unser Amt erfordert Strenge u.s.w. Er starb im 5ten Jahre seiner Regierung und im 43ten seines Lebens, und zwar an einer Blähungskolik. [...]

Ein Traum

Vor einigen Nächten sähe ich im Traum zwey Menschen, die sich auf der Straße begegneten. Den einen erkannte ich an seiner Kleidung für einen Bauer, den andern aber an seinen Mienen und dürren Kinnbacken für einen Gelehrten. Da sich diese beyden einander näherten, wünschte der Bauer dem Gelehrten auf eine tölpische Art einen guten Tag, ohne jedoch den Hut abzunehmen, und da er gerade vor sich hin gieng, stieß er jenen ein wenig unsanft mit dem Leibe. Der Gelehrte nahm diese Unhöflichkeit übel, und fragte den Bauer: ob er nicht wüßte, wem er begegnete und wer er wäre, und warum er ihn gestoßen hätte, und warum er den Hut nicht vor ihm abzöge? Ich weiß nicht, wem ich begegnet bin und wer der Herr ist, antwortete der Bauer, so viel sehe ich doch wohl, daß sie der Schultheiß nicht sind, und der Pfarrer nicht, und der gnädige Herr nicht; denn vor diesen muß ich den Hut abnehmen und

vor einem andern nehme ich ihn nicht ab; und daß ich sie gestoßen habe, dafür kan ich nichts, der Herr sollte mir ausgewichen seyn.

Der Gelehrte. Ich sollte dir ausweichen – –Ich, der gelehrte N., von dessen Werken ganz Europa zu sagen weiß?

Der Bauer. Was sind das für Werke? Mit Erlaubniß! hat der Herr etwa neue Häuser gebaut, oder Bäume gepflanzt, oder Teiche gegraben, oder hat er viel Kinder?

Der Gelehrte. Tölpel! das ist Arbeit für Leute, wie du bist, die nicht viel besser denken, als das Vieh. Ich verfertige andre Werke, ich arbeite mit dem Geiste, ich schreibe Bücher, ich erfinde neue Wahrheiten, den ganzen Tag sitze ich einsam und meditare, daß mir oft Essen und Trinken und Verdauen darüber vergehet.

Der Bauer. So! nun höre ich erst, was ein Gelehrter für ein Thier ist. Er ist ein solcher, der mir und meines gleichen die Arbeit überläßt, der selbst nichts Nützliches verrichtet, der nur in Gedanken arbeitet, Bücher schreibet, neue Wahrheiten, oder, welches einerley ist, Lügen erfindet, den ganzen Tag müßig sitzt und meditiert, Essen und Trinken zuweilen vergisset und nicht verdauet.

Der Gelehrte. Himmel! wie grob ist der Mensch!

Der Bauer. Ja, das ist wahr, meine Hände sind ziemlich grob, das kömmt, weil ich viel arbeite, davon entstehen die Schwielen in den Händen, und da auf meine Arbeit das Essen gut schmecket, und weil ich gleich darauf wieder arbeite, auch die Verdauung und Nahrung gut geschiehet, so ist es natürlich, daß auch der übrige Leib hart und stark, oder, wie es der Herr nennet, grob wird.

Der Gelehrte. Wie dumm ist er, wie dumm –

Der Bauer. Ich bin so dumm nicht. Ich verstehe den Ackerbau so gut, als der beste Landmann in Westphalen, und wenn das nicht wäre, so müßten vielleicht viele solche

Müßiggänger, wie der Herr ist, ohne Brodt bleiben.

Der Gelehrte. Ach! was würde aus der Welt werden, wenn sie nichts als solche Mitteldinge von Menschen und von Vieh hervorbrächte, die nur blos bey dem, was die Sinne rühret, hängen bleiben? Sie würde bald wieder ins vorige Chaos der barbarischen Unwissenheit zurückfallen -- Und der Staat? -- gewiß er würde eben so schleunig zu Grunde gehen, als viele Länder zu Grunde gegangen sind, wo man die Wissenschaften nicht zu schätzen wußte. Theures Vaterland, Heil dir! daß es noch grosse Genies, daß es noch gelehrte Säulen giebt, die deinem Fall vorbauen --

Der Bauer. Ich verstehe von dem allen nichts, was der Herr sagt. Aber was den Staat angehet, so brauchet man nicht dafür zu sorgen, daß er zu Grunde gienge. Ich und meines gleichen, ob wir zwar keine Bücher schreiben können, so zeugen wir doch starke und gesunde Kinder, die als Soldaten das Vaterland schützen können.

Der Gelehrte. Welch ein schlechter Geschmack!

Der Bauer. Mein Geschmack ist Gott lob noch gut. Schinken und Grütze kan ich sehr wohl unterscheiden und weiß, welches von beyden ich wählen soll, wenn mir die Wahl überlaßen ist.

Der Gelehrte. Ich muß mich ärgern -- -- --

Ich ärgerte mich auch über diese Dummheit des Bauers und wollte im Schlaf auf ihn zuschlagen, allein ich schlug träumend meine Hand gegen die Wand, daß ich erwachte. Noch bedaure ich meine unzeitige Hitze, theils, weil der Schmerz in meiner Hand noch nicht vergangen ist, theils, weil ich dadurch das wunderliche Gespräch dieser beyden unterbrochen habe. Ein andermal werde ich in dergleichen Fällen vorsichtiger seyn.

Einige Haushaltungskünste

Die Bierhefen oder den Gäscht einige Zeit vor dem Verderben zu bewahren.

Man pfleget denselben gelinde auszutrocknen und nachher, wenn davon Gebrauch gemacht werden soll, wieder anzufeuchten. Folgende Weise ist besser. Man füllet den frischen Gäscht in eine Flasche, die keine Ritzen hat, so daß die Flasche bis auf drey Finger breit voll ist. Nachdem sich das Dicke auf den Boden gesetzt hat, schüttet man gutes und nicht ranzigtes Baumöl darauf, so daß selbiges etwa eines Daumens dick über die Feuchtigkeit schwimme. Alsdann verstopfet man die Flasche mit einem Kork, oder welches besser ist: man verbindet sie mit einer naßgemachten Blase, worinn man, um dem Zerspringen der Flasche allenfalls vorzubeugen, eine Stecknadel steckt, daß sie etwas weniges Luft habe; setzt sie hierauf an einen kalten, jedoch nicht sehr feuchten Ort, und hütet sich, sie viel zu schütteln. Die Hefen halten sich also viele Wochen lang, indem das aufgegossene Öl so wohl die äußere Luft selbst abhält, als auch das Austrocknen und die Ausdünstung der flüchtigen Theile derselben verhindert. Will man sie gebrauchen, so gieße man nach und nach so viel Bier oder Wasser in die Flasche, bis alles Öl in ein darunter gesetztes Gefäß abgelauften ist. Eine sehr genaue Wirthinn kan selbst auf diese Weise das Öl noch nutzen.

Schlehen einzumachen.

Die sauren Kirschen werden vielfältig mit Essig eingemacht und zu seiner Zeit mit allem Appetit in Gesellschaft eines Bratens verzehret. Allein zuweilen gerathen diese Kirschen so schlecht, daß denen Wirthinnen angst und bange wird. Zum Glück weiß ich etwas, das die Stelle der sauren eingemachten Kirschen sehr gut vertreten kann, und ich würde mir es nicht vergeben können, wenn ich diese Kunst

Einen angenehmen Geruch augenblicklich im Zimmer zu machen.

Es geschiehet dieses vermittelt eines sogenannten Potpourri, den man folgender Maaßen bereitet. Man wirft einige Hände voll recht trockenes und vorher geröstetes Salz in ein porcellanenes, irdenes oder gläsernes Gefäß, und mischet von allerhand frischen Blumen und wohlriechenden Kräutern, die die Jahreszeit giebt, nach und nach etwas hinzu. Dergleichen sind die Veilchen, Rosen, Jasmine, Nelken, Lilien, Pomeranzenblüte, Lavendel, Isop, Majoran, Melisse und andre; verstopfet das Gefäß wohl und öffnet es nur alsdann, wenn man einen guten Geruch im Zimmer haben will. Ein solcher Topf behält lange seine Kraft. Will man den Geruch noch stärker, dauerhafter und angenehmer haben; so nehme man, statt des vorigen, ein Loth Muskatennägel, eben so viel Muskatblüte, wie auch Zimmt. Ferner Lavendel, Rosmarin und Rosenblüte andert-halb Hand voll, imgleichen Thimian, Majoran und Satureikraut, jedes zu einer Hand voll, wie auch das Gelbe der Citronenschalen etwa zu drey Loth. Laße es alles in der Apotheke zu einem feinen Staube zerstoßen. Auch nehme man ein Pfund Salmiak und eben so viel Potasche, nebst einem halben Pfunde ungelöschten Kalk, zermalme ein jedes besonders, und mische endlich alles in einem dichten Gefäß zusammen, verwahre aber das Gefäß mit einer zweifach darauf gebundenen Blase wohl. So oft man nun einen lieblichen und durchdringenden Geruch in einem Zimmer haben will, öffne man nur den Topf und rühre vermittelt eines Stocks die darinn enthaltene Sachen um. Die Wollust, welche alsdann die Nase durch die schnell aufsteigende wohlriechende Theilchen empfindet und welche viele Jahre lang dauert, wenn man nur den Topf gleich wieder zubindet, wird den Besitzer des Topfes für sein ausgelegtes Geld genug schadlos halten.

Sauer gewordenes Bier wieder gut zu machen.

Man hängt eine Handvoll von der Wurzel der sogenannten Cariophyllata in das Faß. Dieses Mittel ist zwar schon in einer gewissen neuen Wochenschrift bekannt gemacht, da ich aber eben dasjenige Buch besitze, woraus der Autor dieser Bekanntmachung seine Kunst gelernet hat, so hoffe ich, es werde mir das Abschreiben eben so frey stehen, als ihm.

Eyer frisch zu erhalten.

Ich finde dieses in den kleinen Schriften des Herrn Unzers und theile es seiner Nützlichkeit und Leichtigkeit wegen daraus mit. Man lasset ein langes Brett mit so vielen Löchern durchbohren, als man Eyer aufbehalten will. In diese Löcher stellet man die frischen Eyer auf die Spitze, nach der Ordnung ihres Alters; sie halten sich auf diese Weise viele Monath lang, ohne zu faulen. Wer ein genauer Wirth, wie Sparbrod ist, kann mit einerley Kosten auch zugleich ein Eyermaaß bekommen, wenn er die Löcher etwas groß bohren läßt, so daß die großen Eyer nur darin hangen bleiben, und die kleinen dadurch gehen, da dann jene zum Gebrauch, diese aber zum Verkauf oder zum Ausleihen an die Nachbaren gut sind.

Eine nützliche Brandsalbe.

Zuweilen ist es einem daran gelegen, eine gute Brandsalbe zu haben. Man nehme desfalls nur ein frisches Ey, zerschlage es und rühre einen Löffel voll Baumöl darunter, ferner einen Löffel voll Essig, wie auch ein Loth zerriebenes Bleyweiß; vermische es wohl und koche es gelinde ein paar Minutenlang, endlich gieße man einen Löffel voll vom Kampherbrandwein dazu; bestreicht hiemit alsdenn wärmlicht den Brandschaden, lege auch damit beschmierte Tücher auf. Es heilet vortrefflich.

Erdbeeren einzumachen.

Weil die Erdbeeren eine angenehme und gesunde Frucht sind, hat man versucht, dieselbe mit Zucker einzumachen; welches folgendergestalt geschieht. Man nimmt von den großen so genannten spanischen Erdbeeren, die reif, aber nicht gar zu reif, sondern noch etwas hart sind, wäscht sie sauber ab, und läßt das Wasser in einem Körbchen oder Durchschlag rein davon ablaufen. Um solche nun ein zu machen, wird der Zucker, wie bey andern Confituren geschieht, gekocht und abgekläret. Man nimt nehmlich weißen Brodzucker nach Gutdünken, läßt solchen mit ein paar Eßlöffel voll Wasser so lange kochen, bis das Wasser verkocht ist, demnächst thut man das Weiße von einem Ey hinein, läßt solches mitkochen, woran sich die Unreinigkeit des Zuckers hangt. Dieses Eyweiß wird abgeschäumt, und auf solche Art der Zucker abgeklärt. In diesem abgeklärten Zucker läßt man die Erdbeeren nur ein wenig, und nicht so lange, wie andere Früchte kochen, indem die Erdbeeren an sich weich sind. Man thut die Erdbeeren mit dem gekochten Zucker in ein gläsernes oder porzelanes Gefäß, verbindet solches wohl mit einer Blase oder Papier. Etwa über acht Tage sieht man, ob der Zucker, wie gemeiniglich, noch zu dünne sey; da man dann den Zucker von den Erdbeeren abschüttet, und solchen, jedoch ohne die Erdbeeren, noch einmal kocht. Und dieses Aufkochen des Zuckers wird nach Befinden zwey bis drey mal wiederhohlet, bis der Zucker dick genug ist, indem die Erdbeeren, wenn der Zucker nicht dick genug gekocht wird, leicht schimmlicht werden, und verderben; da sie sonst, wenn man nach obiger Vorschrift verfährt, und Löschpapier mit Franzbrandtwein besprengt darauf legt, anbey das Glas wohl verbindet, sich Jahre lang bewahren lassen, ihren angenehmen Geschmack behalten, und besonders erfrischend für die Kranken sind. [...]

Etwas von Krankenbesuchen

Da heißt: Wie geht es Euch in Eurer Einsamkeit?
Ich denke: ziemlich wohl, wenn ihr nicht bey mir seyd.
von Canitz.

Keiner von den Lesern des Gemeinnützigen wird wohl bis auf den Augenblick seines Todes völlig gesund, gänzlich von Krankheiten befreyet bleiben wollen. Ich hoffe, ja ich wünsche es im wahren Ernste, daß Sie alle, wenigstens einmal in ihrem Leben, eine Krankheit bekommen mögen. Dieser Wunsch wird sonderbar scheinen. Man merket es, ruft Stax aus, daß der Mensch wenig Lebensart für einen Schriftsteller besitzt, dessen Eigenschaft es seyn muß, mit den Lesern freundschaftlich umzugehen und Ihnen nie etwas Böses, sondern lauter Gutes zu gönnen, um dadurch die Gefälligkeit zu vergelten, welche sie ihm mit Durchlesung seiner Schriften erzeugen. Der Eigennutz hat jene Hoffnung, hat jenen Wunsch gezeuget, schreyet Herr Apex; der Verfasser dieses Aufsatzes wird gewiß ein solcher seyn, der, wie Brockes sagt, den Kreis der Welt als ein Spital beschauet; der bey dem Unglück seiner Nebenmenschen lachet und davon Vortheil ziehet; er wird ein Arzt seyn, dem es eben nicht darum zu thun ist, daß man gesund bleibe.

Man wird mich hoffentlich aber für so abscheulich nicht halten, wenn ich mich einmal recht erkläre. Denn in der That bin ich so unhöflich und so eigennützig nicht, wie Stax und Apex mich ansehen; ob ich gleich nicht leugnen will, daß ich ein Priester der Gesundheit sey.

So viel will ich nur sagen: daß ich keinem unserer Leser das Schicksal des Asklepiades wünsche. Dieser Mann war aus Prusa in Bithynien gebürtig und lebte in Rom, zu den Zeiten des Cicero, als ein Arzt. Er vermaß sich hoch und theuer, daß er niemals krank werden sollte, und verlangte, daß man ihn widrigenfalls für keinen rechtschaffenen Arzt

ansehen möchte. Er hielt auch sein Wort redlich und lebte bis zu einem hohen Alter gesund, da er endlich aus Unvorsichtigkeit von einer Treppe hinab fiel und todt blieb.

Ich setze also als höchst wahrscheinlich voraus, daß keiner verlangen werde, dem Beyspiel des Asklepiades gemäß, bis ans Ende seiner Tage völlig gesund zu bleiben. Im Gegentheile wird ein jeder die Krankheiten als ein nothwendiges Übel ansehen, welches man selbst zu wünschen verpflichtet ist. Und mir wird es also nicht übel genommen werden, wenn ich etwas von einer Sache sage, die einem jeden angeht, jedem zum Nutzen gereichen kann.

Zwar soll, so gern man auch sonst von seinem Handwerke redet, die Rede nicht eigentlich von den Krankheiten selbst, sondern bloß von etwas seyn, welches die Krankheiten, besonders in unsern Gegenden, so wie ein Schatten den Körper, begleitet. Ich meyne die Ceremonien, die man Krankenvisiten nennet, und über welche schon oft die Ärzte und noch öfters die Kranken selbst geeifert und geklaget haben.

Hat jemand das Unglück, krank zu seyn; so ist gleich die Nachbarschaft in Bewegung. Ist er von vornehmerm Stande, ist er reich, hat er viele Verwandte; so breitet das Gerücht seinen Unfall durch die ganze Stadt aus, und die ganze Stadt geräth in Aufruhr. Ist es möglich, ruft man aus, ist der gute Mensch krank – – Hundert und mehr belebte Maschinen kommen in Bewegung und theilen ihre Bewegung andern belebten Maschinen mit. Man nimmt an der Krankheit Antheil und bemühet sich um die Wette, dieses dem Kranken auf die sinnlichste Art zu versichern. Des Vormittags werden jeden Augenblick Lackeyen und Mägde abgeschicket, die sich nach einem tiefen Kompliment erkundigen müssen: ob die Krankheit noch anhalte oder ob es sich nicht bald bessern werde? und man

gebiethet den Abgesandten ernstlich, doch ja den Kranken selbst deshalb zu befragen, der dann nicht umhin kann, in eigener Person die gehörige Antwort zu ertheilen, und sich gehorsamst bedanken muß, daß man gütig genug gewesen sey, ihn in seinem Schlafe zu stöhren. Des Nachmittags eilet man hin, seine persönliche Aufwartung zu machen, und sagt dem Kranken in ausgesuchten höflichen Worten: daß man mit dem äußersten Erstaunen vernommen habe, daß sich der Herr oder Madame unpaß befinde; daß man dieses gestern oder vorgestern nicht vermuthet hätte, weil sich Derselbe oder Dieselbe damals noch so wohl befunden und mit Appetit von der Pastete u.s.w. gegessen habe; man bedaure diesen traurigen Vorfall recht von Herzen und sey um desto empfindlicher gerühret, da man mit eigenen Augen sehen müsse, daß Herr N. oder Frau N. schon so sehr von der Krankheit angegriffen sey, daß Er oder Sie, mehr einem Todten, als einem Lebendigen ähnlich sehe; man hoffe aber demohngeachtet, Dieselben bald wieder im blühenden Gesundheitszustande zu erblicken; vorläufig bitte man also nur, daß sich der Herr Patient oder die Frau Patientinn recht wohl pflegen und ruhig und stille verhalten wolle, jedoch bey der Unpäßlichkeit nicht niedergeschlagen sey, sondern einen guten Muth behalte und sich fein aufmuntere, welches zu befördern, man nicht habe unterlassen wollen, einen schuldigen Besuch abzulegen und dem Herrn oder der Madame in ihrer Einsamkeit die Zeit zu vertreiben, welche Denenselben natürlicher Weise jetzt sehr lang fallen müsse. Nachdem man einen Augenblick Athem geschöpft hat, erkundigt man sich nach den Umständen der Krankheit und nach den Ursachen derselben, flechtet auch wohl kleine Scherze mit ein, besonders wenn die Kranke eine junge Dame ist; und der Patient ist alsdenn genöthigt, alles so genau zu beantworten, wie ein Missethäter, der vor dem peinlichen Halsgerichte stehet, auch wohl bey den kahlen Scherzen zu lächeln, ob er gleich, wie jener Stoiker, vor Schmerz heimlich mit den Zähnen knirscht.

Während dieser Zeit wird von den Verwandten des Kranken, wenn sie zu leben wissen, eine Wagenburg von Stühlen und Tischen um das Bette des Kranken geschlagen und seine geliebten Freunde setzen sich, voll vom Gefühle über das Elend, so den Patienten drücken, und von allen Empfindungen der Menschenliebe durchdrungen, nieder, um den Koffee, nachher ein Glas Wein und was sonst zu einer Collation gehöret, auf die baldige Wiederherstellung des Herrn N. oder der Frau N. zu verzehren. Zuweilen bittet man sich eine Pfeife Toback aus, jedoch dieses immer mit der gewöhnlichen Formel: daß man nicht hoffe, hiedurch dem Kranken beschwerlich zu fallen. Dieser von allen Komplimenten und Gegenkomplimenten ermüdet, lieget auf seinem Bette wie in einer Stadt, die auf allen Seiten vom Feinde mit Bomben geängstigt wird. Er will nicht für unhöflich gehalten werden und deswegen muß er seinen Gram verbergen und den Verdruß über den ihm jetzt so ungelegenen Besuch in sich fressen. Ja, hat er nicht wirklich mit seiner Gesundheit zugleich die Sitten verlohren, so muß er sich überdem noch dazu recht zwingen, zu versichern, daß ihn die zärtliche Sorge seiner Freunde bis auf die Seele rühre und er ihren angenehmen Besuch als ein untrügliches Kennzeichen der ausnehmenden Gewogenheit ansehe, welche ihm eben jetzt in seiner Krankheit am besten zu statten komme; nur bedauret er, daß man sich seinethalben so viele Ungelegenheit gemacht habe. Sein Gesicht, welches er hiebey niederschlägt, verräth die wahre Auslegung dieser letzten Worte und siehet ohngefähr so aus, als wenn er heimlich die Stunde seiner Krankheit, mit allen seinen Besuchern, die daran Theil nehmen, verwünschte.

Jedoch man fährt in der Aufmunterung des Kranken fort. Ist es eine Dame; so fängt man von den Kleidern an und endiget das Gespräch mit Schmähen aufs Gesinde. Ist er

44

männlichen Geschlechts; so wird allenfalls von der Beschaffenheit der Witterung geredet, und, wenn man damit fertig ist, wird zur Entwicklung der Staatssachen geschritten. Man spricht von Krieg und Blutvergießen, von des Türken Tyranney und Mord und andern dergleichen Sachen, welche die christliche Kirche in der Litaney sich wohlmeynend verbittet. Kurz, man quälet das Ohr des Kranken mit tausend Dingen und überhäuft ihn mit einem Hagel von Fragen, die er alle beantworten muß, und wenn er auch nur eine halbe Lunge hätte. Oft nöthiget man ihn, ein Glas Wein oder dergleichen etwas zu sich zu nehmen, welches man dem Kranken unschädlich zu seyn glaubet, ob der Arzt gleich anderer Meynung ist. Wer wollte sich so sklavisch den Vorschriften der Diät unterwerfen, sagt Herr Bibax, ein Gläschen Wein von solcher Güte, wie dieser gegenwärtige, ist eine Stärkung
– – Ja, wohl ist er eine Stärkung, besonders für den Magen, spricht Herr Fumiphag, und ich liebe ihn und meinen edeln Knaster über alles – – Aber a propos der Tobacksdampf beschweret sie, ich sehe es, sie keuchen – – Geschwinde die Thür geöffnet, es ist doch ohnehin für einen Kranken zu beängstigend. Nein, widerlegt ihn Herr Frostig, bey Leibe nicht offen! die frische Luft würde dem Herrn Kranken ein Gift seyn, man decke ihn vielmehr warm zu und heize stärker ein – - So wird dann die Krankenstube eine Schaubühne, wo man mit dem Kranken auf Kosten seiner Gesundheit allerhand traurige Rollen spielt.

Ist dieses nicht ohngefähr die Abbildung der Krankenbesuche, die in unserm theuern Vaterlande Westphalen abgestattet werden? Ja, ich mag wohl fragen, sind nicht fast alle Krankenbesuche in Deutschland nach dieser Beschreibung eingerichtet? Leider! ist es gewiß genug, und man brauchet nur einmal krank gewesen zu seyn, um mir Beyfall zu geben. Ein Kranker ist also auf eine doppelte Weise

unglücklich; einmal, weil er krank ist, zum andern, weil er verhindert wird, bald wieder gesund zu werden; ob gleich dieses seine Besucher zu wünschen scheinen, ob sie gleich eine gute Absicht haben und ob sie gleich zuweilen aus Trieben der Freundschaft und eines aufrichtigen Herzens ihre Besuche ablegen. Jenes will ich zum Überfluß noch beweisen.

Ein Kranker hat eine Wirthschaft, die von der Wirthschaft eines Gesunden sehr weit verschieden ist. Seine Lebensordnung muß ebenfalls ganz anders eingerichtet werden, als sie vormals eingerichtet war, da er sich noch wohl befand. Je kränker er ist, desto genauer muß dieselbe beobachtet werden, weil es seinem schwachen Körper an Vermögen fehlt, Unordnungen auszuhalten. Diese Lebensordnung beziehet sich auf gewisse Regeln, welche der gesunden Vernunft und den Vorschriften großer Ärzte gemäß sind; auch die Erfahrung stimmt bey, daß die Beobachtung derselben zu geschwinderer Wiederherstellung der Gesundheit von großem Nutzen sey. Die vornehmsten dieser Regeln will ich jetzt aufzählen, und dann mag ein jeder urtheilen, wie weit sich die Krankenbesuche, so wie sie gemeiniglich angestellet werden, mit denselben reimen.

1) Ein Kranker muß alles dasjenige von sich verbannen, was seinen Geist ermüden kann. Sorgen und Gram verkürzen schon die Tage der Gesunden, wie viel weniger schicken sie sich also für einen, der krank ist. Ein solcher muß sich um nichts bekümmern; so lange er noch nicht gesund ist, bleibt seine Pflicht bloß auf ihn selbst eingeschränkt. Er muß die Person eines Dynasten spielen, der sorglos den weichen Polster drücket, und sich vorstellt, daß die ganze Schöpfung nur um seinetwillen da sey, mit der er weiter keine Verbindung habe, als daß er andre für sich denken und sorgen laße. Seine Person muß gleichsam für heilig gehalten werden, und nichts darf sich ihm nahen,

was ihn stören kann. In was für einen Zustand wird er aber nicht gesetzt, wenn er bey dem Empfange seiner Besucher Höflichkeiten verschwenden und für die Bewirthung derselben sorgen soll? Es folgt also ferner

2) Daß ein Kranker die gehörige Ruhe der Seele haben müsse. Ist er ein Christ, so wird er sich bemühen, sich den Erhabenen zum Freunde zu machen, dessen mächtige Hand jetzt schwer auf ihm ist; weil er nicht weiß, ob nicht seine Krankheit ein Bothe des nahen Todes sey. Er wird dahin trachten, daß er sich den jetzt möglichen Ausgang aus diesem Leben ins andere erleichtere. Nie wird er dem Arzte völlig glauben, der ihn sicher machet, und schwöret, daß seine Krankheit nichts zu bedeuten habe; denn tausend kleine Umstände sind vermögend, dieselbe, so geringe sie auch scheint, tödtlich zu machen. Zu diesen ernsthaften Betrachtungen über sein vielleicht bevorstehendes Schicksal ist ihm also die Ruhe unentbehrlich. Wie unfähig dazu macht ihn aber nicht das Getümmel seiner Freunde, die ihn mit ihrem Zuspruch foltern und seinen Kopf mit Ideen anfüllen, welche nothwendig die heilsamen Gedanken, womit er sich beschäftigt, verdrängen müssen. Anstatt den Frieden seiner Seele zu suchen, wird er in solche Verfassung gesetzt, daß er an den Friedenskongreß zu Focksani denkt. Selbst noch zu der Zeit, wenn der Tod unvermeidlich zu seyn scheint, fährt man mehr als zu oft dennoch fort, den Kranken mit Geräusch und Komplimenten zu quälen.

3) Auch der Körper selbst muß in Ruhe gehalten werden. Denn wie sehr derselbe von einer ihn umgebenden Unruhe leiden müsse, lehret bey Kranken die Erfahrung täglich. Kopfschmerzen, die zuweilen bis zur Raserey aufsteigen, gewaltige Unordnungen im Blute u.d.gl. sind gemeiniglich die Früchte, welche die Kranken gleich nach den Besuchen einernden, da sie ihre Ohren dem Getöse des Gesprächs

und des Reusperns ihrer Freunde einige Stunden lang bloß stellen mußten. Beschwerlichkeit des Athemholens, Herzangst und eine bis auf den untersten Grad gesunkene Mattigkeit des Leibes sind die Folgen der Antworten, welche er denen geselligen Besuchern geben mußte, die, um ihn aufzumuntern, lauter nichts bedeutende Fragen ihm vorlegten, auf welche er, aus Mangel der Grobheit, nicht stille schweigen durfte. Von der Aufrichtung des Kranken im Bette, weil es sich nicht schickte, seine Freunde mit einem horizontalliegenden Leibe zu empfangen, ist mehrmals ein nöthiger kritischer Ausschlag zurückgetreten und tödtlich geworden, und die Abnehmung seiner Schlafmütze vor seinen Gönnern wurde, wenn er gerade im Schweiß lag, zuweilen mit Schnupfen und Husten vergolten. Nicht selten beschäftigt sich der Kranke in seinem Fieberdelirio mit allen denenjenigen Vorfällen, womit man ihn vorhin unterhalten hat. War die Rede von unangenehmen, traurigen und fürchterlichen Dingen, welche doch billig immer von den Ohren des Kranken entfernt bleiben sollen, so geräth er in Tiefsinn oder in Unruhe und Schlaflosigkeit, weil ohnedem in kranken Tagen das Gemüth viel leichter traurige Eindrücke annimmt, als in gesunden. Stellt sich etwa alsdenn noch ein Schlaf des Nachts ein, so ist es doch ein unruhiger Schlaf und seine geschwächte Phantasie zeigt ihm im Traum lauter Schreckbilder. Ich erinnere mich eines Vorfalles von dieser Art.

Im vorigen Frühjahr bediente ich als Arzt eine gewisse kranke und schon bejahrte Dame. Als ich des Nachmittags kaum von ihr gegangen war und sie in ziemlich guten Umständen verlassen hatte, fand sich bey derselben ein Besuch ein. Ein junger Herr, der als ein naher Verwandter mit dabey war, unterhielt die Gesellschaft mit der damals neuen Geschichte, so sich in Dännemark zugetragen hatte, und las derselben aus der Zeitung, die er in der Tasche nachführte, alle Umstände dieser Begebenheit vor. Man

sprach hierüber lange und weissagte den beyden Grafen ein trauriges Schicksal. Die Kranke, welche ein empfindliches Herz hatte, hörte alles dieses mit Entsetzen zu, und ihre Gedanken waren den ganzen Abend hindurch mit dem künftigen Ende dieser unglücklichen Herren voll Mitleid beschäftigt. Ermüdet von diesen Vorstellungen, schlief sie erst um 2 Uhr nach Mitternacht ein, und im Traum sähe sie alles, was sie wachend befürchtet hatte, und fast so, wie es nachher erfolgt ist. Sie erwachte gleich darauf mit einem Angstgeschrey und einer convulsivischen Zuckung, und des Morgens fand ich ihren Puls ganz unordentlich, sie selbst sehr entsetzt und eben so, als einen Menschen, der kurz vorher den heftigsten Schrecken gehabt hat. Sie erzählte mir ihren Traum nebst der Veranlassung dazu und versicherte in äußerster Schwachheit, daß ihr derselbe noch immer im Gemüthe schwebe.

Dergleichen Wirkungen der gestörten Ruhe, ob sie gleich nicht allemal tödtlich sind, so ist es doch gewiß, daß sie die Heilung verzögern. Da hingegen der Kranke allemal wohl dabey fahret, und mittelst eines ruhigen Schlafes desto eher wieder Kräfte sammeln kann, wenn er nicht nöthig hat, die Werkzeuge seiner Sinne dem Lärmen anderer Preis zu geben, oder seine Lunge mit Gesprächen zu ermüden, oder des Vormittags sein Krankenzimmer zu einem Posthause zu machen, wo jeden Augenblick Bothen erscheinen, welche im Namen ihrer Herrschaft nach seiner Nachtruhe und andern dergleichen Neuigkeiten fragen, da indessen des Nachmittags dasselbe zu einem Rathhause gemacht wird, woselbst sich die ganze Bürgerschaft versammelt, um das Wohl des Staats zu überlegen.

4) Ein Kranker muß eine gute Luft in seinem Zimmer haben. Ohne Luft kann kein Geschöpf, selbst keine Pflanze leben und wachsen; ein längst ausgemachter Satz. Diejenige wird durchgehends für die beste und gesundeste gehalten,

welche einen hinreichenden Grad der Schwere hat, heiter, trocken und von allen Unreinigkeiten und fremden Theilen frey ist. Sie muß also auch für einen Kranken, so viel als möglich ist, eingerichtet werden, daß sie diese Eigenschaften bekomme, wenn es der vernünftige Arzt nicht etwa für vortheilhafter ansiehet, sie auf diese oder jene Weise zu verändern. Die Stuben, worauf man die Kranken bettet, sind gemeinlich klein, folglich ist die Luft auf denselben mehrentheils schon von selbst verdorben, oder wenigstens, verdorben zu werden, fähiger. Wie ängstlich ist es einem Gesunden nicht schon ums Herz, wenn er in einem solchen Zimmer nur wenige Viertelstunden zubringen muß, worinn ein Kranker lieget? Wie viel empfindlicher aber muß es dem Kranken selbst nicht seyn, wenn er einen Bienenschwarm von Menschen um sich hat, die ihm die wenige geistreiche Luft noch vollends benehmen und an deren Statt demselben die Ausdünstungen ihrer Leiber einathmen lassen? Die Dünste des Koffees ja selbst zuweilen des Tobacks und der Feuerstübchen, deren sich einige frostige Alterthümer des schönen Geschlechts mehrentheils bedienen, müssen natürlicher Weise noch mehr Beschwerde verursachen. Besonders da es gemeinlich für ein Verbrechen gehalten wird, durch Öffnung der Fenster und Thüren bey klarem Wetter, dem Kranken ein wenig Erleichterung zu verschaffen.

Ich weiß noch eine Geschichte, die aber nicht so traurig, wie die ist, die ich oben erzählt habe, obgleich die noch lebenden Zeugen die Wahrheit von beyden bekräftigen können; und weil sie hieher gehöret, so kann ich sie nicht auf dem Herzen behalten. Einstens besuchte ich einen Patienten und traf auf seiner Krankenstube mehr als ein halb Dutzend Freunde und fast eben so viel Freundinnen an, die sich eine ganze Stunde lang alle Mühe gegeben hatten, Ihm das Leben sauer zu machen, da sie mittlerweile

voll Zufriedenheit über sich selbst ihren Koffee einschlurften, wobey zugleich einer von der Gesellschaft seine Pfeife tapfer dampfen ließ. Als ich hinein trat, stieg nebst einem dicken Nebel von Dünsten mir die Wiederholung der Versicherung ihres Mitleidens mit dem Kranken entgegen, und man ermahnte mich, doch alles zu thun, was in menschlichen Kräften wäre, um dem Kranken bald wieder zur Gesundheit zu verhelfen. Ich antwortete ihnen: Meine Damen und Herren! Ich werde nichts versäumen, was ich zum Wohl des Kranken dienlich zu seyn glaube; und Ihnen gleich jetzt davon einen Beweis zu geben, muß ich sie bitten, den Patienten nicht länger durch Ihre Gegenwart zu beschweren; der morgende Tag wird vermuthlich kritisch seyn, und also hat er Ruhe nöthig, vielleicht bekömmt er durch einen stillen Schlaf desto mehr Kräfte, jenen Streit der Natur und der Krankheit glücklich zu überstehen. Ich weiß es zwar wohl, daß die Freundschaft Sie hiehin gezogen hat, und ich will es glauben, daß die Erinnerung an meine Pflicht, die Sie mir gütigst bey meinem Eintritt geben, aus dem Wunsch entstehe, den Herrn ** bald wieder gesund zu sehen; alsdenn aber werde ich erst völlig hievon überzeugt seyn, wenn Sie geruhen wollen, Ihr Getränk und Ihren Toback in einem andern Zimmer zu verzehren. Mit diesen Worten faßte ich den Tisch an und bat einen von den Gegenwärtigen: er möchte mir helfen, ihn heraustragen. Zwar sähe mich die Gesellschaft hierauf mit solchen Mienen an, worinn ich ziemlich deutlich lesen konnte: du bist ja recht unhöflich; allein der Beyfall, den mir der Kranke selbst zulächelte, belohnte mir den Unwillen der andern hinlänglich.

5) Ein Kranker muß ferner Freyheit haben, sich von allen denenjenigen Unreinigkeiten zu befreyen, zu deren Ausführung ihn die Natur antreibt. Dies ist eine Regel, welcher wohl nicht widersprochen werden kann. Wie oft aber wird nicht der Schweiß des Kranken zu fließen verhindert, wenn

er zu wiederholten Malen Komplimente mit aufgerichtetem Leibe zu beantworten gezwungen ist? Und wie oft muß er die Ehrerbiethung, welche er seiner Gesellschaft schuldig ist, auf Kosten seiner Gesundheit, ja auf Kosten seines Lebens in Obacht nehmen, wenn er nöthige Ausführungen zurück halten muß, die sich mit einigen äußerlichen Sinnen seiner Besucher eben nicht allzu gut vertragen würden? Glücklich ist er, wenn er wenig genug Erziehung hat, zu bitten, daß sich seine Gönner aus gewissen dringenden Ursachen einen Augenblick entfernen möchten. Aber die Schamhaftigkeit verstattet mehrentheils dieses nicht, und er stellet sich also dem Schicksale jenes Philosophen bloß, Plotin hieß er, wo ich mich recht besinne, der die Begriffe eines Klysters und eines Weltweisen nicht miteinander reimen konnte, und lieber an seiner Verstopfung sterben wollte, als zugeben, daß man ihm etwas so Unanständiges appliciren sollte. Und wie gieng es dem Tycho von Brahe? jenem berühmten Sternkundigen? woran starb er anders, als weil er sich aus Ehrerbiethung von der Königlichen Tafel nicht entfernen durfte, ohngeachtet ihn die größte Wassersnoth drückte?

Ich rechne zu allen diesen die unmerkliche sanctorianische Ausdünstung des Körpers, welche so nöthig ist, aber öfters von den aus der kalten oder feuchten Luft kommenden Freunden unterdrücket und gehindert wird, indem sie gleich dem Bette des Kranken sich nahen und denselben in eine neue Atmosphäre bringen. Ein Umstand, der bey allen Kranken überhaupt, und besonders bey Kindbetterinnen sorgfältig zu vermeiden ist.

6) Noch rechnen die Ärzte zur guten Pflege eines Kranken: daß man seine Lagerstätte oft erfrische; seinen Leib reinlich halte; seine Kleidung und Wäsche, jedoch mit gehöriger Vorsicht, zuweilen wechsele; ihn mit guten Nahrungs-

mitteln und dienlichen Arzneyen versee; ihm Vergnügen verschaffe, die nach seinem Geschmack, von ihm selbst gewählt und an und für sich selbst unschuldig und erlaubt sind; ihm den Muth mit Tröstungen und Hoffnung aufrichte; ihm nicht widerspreche u.s.w. Da aber alles dieses zu meinem jetzigen Zweck, und noch weniger zum Zweck unserer westphälischen Krankenbesuche gehöret, so merke ich es nur beyläufig an.

Aus demjenigen, was gesagt ist, erhellet also, daß die Krankenbesuche, welche mehr eine Mode, als Kennzeichen der Freundschaft sind, für die Kranken eine wahre Plage und Quaal bleiben, und billig abgeschaffet werden sollten. Allein soll man denn die Kranken trostlos und einsam liegen lassen, und wird es einem nicht übel genommen werden, wenn man die Besuche unterlasset, da sie doch einmal Mode sind? Das erste ist nicht nöthig. Ein Kranker würde in Tiefsinn und Traurigkeit gerathen und an Aufwartung Mangel haben, wenn sich alle Menschen von ihm entfernen wollten. Seine Verwandten aber, mit denen er täglich umgeht, können ihm Aufmunterung und Vergnügen verschaffen und bey ihnen ist er nicht in den Schranken des Ceremoniels eingeschlossen; er bleibet Herr über seine Ruhe und seinen Körper. Reicht dieses nicht hin; so kann er einige wenige Freunde täglich zu sich kommen lassen, die, wenn sie Freund genug sind, ihm diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden; und denken sie vernünftig, so werden sie es ihm ebenfalls nicht verargen, wenn er ihnen saget, daß er wieder allein zu seyn wünsche. Dieser ungebundene Umgang wird ihm wirklich mehr vortheilhaft und aufrichtend, als eine lärmende Gesellschaft von Modefreunden. Hat er zugleich einen tröstenden Geistlichen und vernünftigen Arzt um sich, so wird ihm weiter nichts fehlen, sondern er wird im Stande seyn, den glücklichen Ausgang seiner Krankheit ruhig zu erwarten.

Noch weniger würde es vom Kranken übel genommen werden, wenn man die Besuche unterließe, man müßte ihn nur vorher überzeugen, daß es aus keiner andern als guten Meynung geschähe; und diese Überzeugung würde sehr leicht seyn, weil dieses dem eigenen Wunsch aller Kranken gemäß ist. Würden zugleich die Herren Ärzte ein wenig Ernst brauchen und meinem oben erzählten Beyspiele folgen, so könnte vermuthlich jene Mode, die Kranken unter der Larve der Freundschaft zu martern, in kurzer Zeit in unserm Vaterlande abkommen. Ich wünsche es.

Lobschrift auf Mich

Ich rede nicht von Mäcenaten
Und ihrem Lob, ich lobe mich.
Zum Herold meiner großen Thaten
Ist keiner so geschickt als ich.
Ich.

Lobschriften auf sich selbst zu machen ist zwar etwas Seltnes, und könnte vielleicht beym ersten Anblick wunderbar scheinen, aber doch ist es nichts Unerhörtes. Ich könnte Egoiden genug aufweisen, wenn es nicht ohnedem bekannt genug wäre, daß Lobreden und Lobschriften mehrentheils dem baaren Gelde der gelobten Person ihren Ursprung zu danken haben, und es also einerley sey, ob man diese die Rede oder Schrift mit Beyhülfe des Geldes von einem andern machen lasse, oder so wie Ich, selbst mache.

Wenn Ich aber diese Lobschrift auf Mich verfertige, so habe Ich dazu die wichtigsten Gründe. Denn erstlich, bin Ich völlig überzeugt, und Ich hoffe, Meine Leser zu überzeugen, daß Ich eine solche Schrift verdiene. Weil aber noch keiner, von Meinem Ruhme, in Gestalt einer ordent-

lichen Lobschrift öffentlich geredet hat, auch schwerlich, wie ich glaube, jemand reden wird; der Welt jedoch, insonderheit Mir, der Ich ein Theil der Welt, und zwar, wie die Folge lehren wird, ein beträchtlicher Theil derselben bin, sehr daran gelegen ist, zu wissen und zu zeigen, wer Ich sey und was Ich sey, so muß Ich selbst die Feder ergreifen; zumal Ich fest glaube und weiß, daß keiner, und wäre es auch ein Cicero oder Demosthen, im Stande sey, Mein Lob so rührend zu entwerfen, als Ich, der Ich eine Stärke in der Beredsamkeit besitze, der sich sonst Niemand in einem so hohen Grade rühmen kan.

Mein, von Meiner eigenen Hand beschriebenes Lob wird ohnedem der Welt desto glaubhafter seyn. Denn da Ich Mich und Meine Vorzüge genau kenne, so ist leicht zu schließen, daß Ich alles nach dem Original schildern werde. Glaubt man doch dem Geschichtschreiber desto eher, wenn er versichert, daß er ein Zeuge der erzählten Geschichte gewesen sey, oder einen genauen Umgang mit derjenigen Person gehabt habe, deren Thaten er beschreibet.

Noch mehr wird das Publikum von der Wahrheit und Unpartheylichkeit Meiner Lobschrift überzeugt seyn, wenn es bedenket, daß Ich nicht durch Geschenke oder Mahlzeiten sondern durch eigene Überzeugung Meiner seltenen Verdienste hierzu gedrungen bin.

Als Nebengründe, die Mich zur Verfertigung einer Lobschrift auf Mich reitzen, rechne ich: weil Mich eben jezt, der bey Gelehrten zuweilen sich einstellende Paroxysmus zu schreiben, überfällt, Ich aber keinen würdigern Gegenstand auszuarbeiten weiß als Mein Lob. Daß dem Herren Verleger dadurch eine Gefälligkeit geschieht, und ein Blatt im Gemeinnützigen angefüllt wird. Kommt noch die Hofnung dazu, daß alle Leser, die Meine unnachahmbare Geschicklichkeiten hier entworfen sehen, sich Mühe geben werden, nach Meinem Muster, so viel als möglich, sich zu bilden; so wüste Ich nicht ob jemals stärkere Gründe nöthig wären.

Die ruhige Zufriedenheit, die Ich über Mich empfinden werde, wenn Ich Mein Lob auf so rührende Weise geschildert sehe, ist ebenfalls nichts Geringes. Siehet doch allemal ein Mäcen, entzückt auf das Carmen herab, in welchem er sein Lob besungen, in welchem Er, Dank sey es dem Hunger des Dichters und dem Dukaten des Mäcens, sich verewiget lieset. Sein Geist erhebt sich alsdann bis zu dem Olymp und Er siehet alle andre Menschen im Staube unter seinen Füßen daherkriechen. Ja, denkt Er, Ich bin, Ich bin der große Mann, der würdig war, besungen zu werden. Jetzt wird jeder nach meiner Bekanntschaft geizen. Die Nachwelt, die mein Lob lieset, wird mich bewundern, wird die Menschen, die zur Zeit meines Daseyns lebten, beneiden, wird auf den Tod fluchen, der dem vortrefflichen Mann, den würdigen Gegenstand dieses Gedichtes hinweggerafft hat.

Also werde auch Ich Mein Lob bewundern, Mich über den grossen und kleinen Pöbel hervorschwingen, das drey und dreyßigste Stück des Gemeinnützigten, in welchem Mein Lob geschildert ist, täglich lesen, es an alle Thüren meines Hauses kleben und es Mir wenigstens zehndoppelt, von dem Herren Verleger ausbitten.

Man stelle sich einen Mann vor von ohngefähr fünfzig Jahren, der, damit Ich von den wichtigsten Umständen meines Lobes anfangen, die Grösse von acht Zoll hat, dessen gerader Wuchs, fleischigte Waden, blühende Backen, blonde und schöne Haare, wohlgebildete Nase, die noch nie den Schnupftabak geprüftet, weisse Zähne, Augen die nicht schwärzer seyn können, und übrige symmetrische Theile des Körpers in Jüngern Jahren den Schönen gefährlich waren; deßen jugendliche Reize aber jetzt, von den herannahenden Jahren des Alters, durch einen ernsthaften schwarzen Bart, einige wohlstehende kupferige Pocken der Wangen, und tiefsinnige Mienen gemildert, aber doch nicht völlig vertilgt sind; So hat man Mein Bild nach dem

Leben. Mein jetziger Bauch, den Ich Mir nach und nach angeschafft habe, beträgt im Umfange just drey Elen weniger ein Achtel Brabander Maaß, und das Gewicht Meines Körpers ist zwischen vierhundert und fünfhundert Pfund. Die lange Perücke mit zwey Raupenförmigen Locken im Nacken, welche Ich Mir, weil durch Mein vieles Studiren die Haare ausgefallen waren, vor zehn Jahren angeschafft habe, nicht zu vergessen. Von der Stärke Meiner Muskeln will Ich nichts reden, sondern Ich bin stündlich bereit, sie einem jeden, solte er auch ein Nachkömmling des Goliaths seyn, aus Erfahrung zu zeigen. Schon diese Meine wichtigen Vorzüge verdienten die erhabenste Lobschrift. Vielen biete Ich Trotz, die jenes nicht von sich rühmen können, und dennoch Lobschriften auf sich verfertigt sehen. Allein es ist noch lange nicht alles.

Meine Geburt ist eben so vorzüglich. Denn ob Ich zwar noch nur den bürgerlichen Namen ICH führe und Meine Eltern, wie es heißt, nur Bürger, jedoch reiche Bürger und Bürger von vornehmen Range gewesen sind, so habe Ich doch starken Grund zu glauben, daß Mein Vater ein wirklicher Freyherr gewesen sey; wie dann Meine seelige Mutter ihrem Beichtvater auf dem Todtbette dieses versichert hat. Deshalb bin Ich auch willens, Mich mit nächstem, vollends baronisiren zu lassen, den adlichen Nahmen VON ICH zu führen und dadurch Mein schon behauptetes Ansehen zu vermehren. Bishierher habe Ich Mich begnügen lassen, den durch Meine weltbekannte Verdienste und durch Mein Geld erlangten Charakter eines Titulair Hof-Commissions- und Commerzien Rathes, wie auch schlechtweg so genannten Rathes von verschiedenen Ständen des Heil. Röm. Reichs zu führen. In zwey Fakultäten bin Ich Doctor, auch vermittelst der Vorsprache guter Freunde, die Ich Mir durch meine Freygebigkeit erworben habe, Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften geworden.

Mein Vermögen, das Ich jederzeit als die wahre Quintessenz der Verdienste angesehen habe, reichet an anderthalb mahl hundert tausend Thalern. Ich habe es theils von Meinen Eltern, theils in der Lotterie, theils durch Erbschaften von Seitenverwandten, theils durch die Heyrath mit Meiner verstorbenen Frau, theils auch durch ein Legat eines gewissen verstorbenen reichen Freyherren, erhalten, der Mir zwar dem äusserlichen Ansehen nach nichts, wenn Ich aber die obige Aussage Meiner seeligen Mutter in Erwägung ziehen will, sehr nahe verwandt war. Dasjenige, was Ich durch Meine Geschicklichkeit erworben, will Ich nicht einmal rechnen, ob es gleich, wie leicht zu gedenken, nicht wenig ist. Jedoch hat, wie gesagt, der Zufall das mehreste zu Meinem Reichthum gethan. Ich würde also, wenn es nicht ein wenig zu pedantisch lautete, sagen: das Glück hätte Meine übrige Verdienste eingesehen, und um Mich noch vollkommener zu machen, Mich so reichlich bedacht. Schon bey Meiner Geburt schien sich Alles dazu zu schicken, daß Ich der berühmte ICH werden sollte. Ich kam mit dem Helme zur Welt. Ein untrügliches Zeichen daß ein solches Kind, ein glücklicher Mann werde! Und Meine Mutter hatte, da Sie Mich noch als Fötus unter ihrem Herzen trug, einen nachdenklichen Traum, wie sie nemlich einen dänischen Ochsen zur Welt brächte. Sie erzählte dieses einigen klugen Matronen in der Nachbarschaft, die es gleich dahin ausdeuteten, daß Ich in aller Absicht groß werden würde. Doch wo gerathe Ich hin! Meine Gelehrsamkeit ist eben so ausserordentlich als Meine schon beschriebene Vorzüge. Ein von Kindheit an gehabter fertiger Witz, mit dem festesten Gedächtniß und der feinsten Beurtheilungskraft, waren bey Mir vereinigt. Lauter Dinge, die Lobschriften verdienen! In kurzer Zeit begriff Ich Alles, wozu bey andern Kindern viele Jahre kaum hinreichen. Lesen, schreiben, fluchen, schäckern und alles, was sonst zu den Humanioribus gehöret, faßte Ich in

wenigen Jahren zum Erstaunen. Im vierzehnten Jahre zog Ich schon auf Akademien und legte Mich daselbst nicht allein auf alle morgenländische und abendländische Sprachen, sondern auch auf die Gottesgelahrtheit, Rechtsgelahrtheit, Arzneigelahrtheit, Weltweißheit und alle dahin gehörige Theile, nebst der Beredsamkeit, der Geschichte und Dichtkunst, wobey das Tanzen, Reiten, Fechten, (den Faustkampf verstehe ich von Natur) die Musik, die Zeichen- und Malerkunst, nebst andern so genannten galanten Künsten und Wissenschaften sehr emsig trieb und in einer Zeit von vier Jahren in allem ein Meister war. Meine Frau konnte Ich, eben so wie ehemals der berühmte Coming, vor der Heyrath fragen: In welcher Fakultät sie verlangte, daß Ich Doctor werden sollte? weil sie aber als eine sehr häusliche und genaue Frau, die bey der Promotion aufgehende Unkosten scheuete, sie auch damals glaubte, die Welt mögte ihr Meine Bemühung nach dem Doctortitel als einen Hochmuth auslegen, der nicht zugeben wolte, daß Sie schlechtweg Frau Ich hiesse; so habe Ich wohlbedächtlich die Annehmung der Mir öfters angebotenen Doctorwürde und Meiner anderen Charaktere bis nach Ihren Tode verschoben.

Seit Meinem Abschiede von Akademien habe Ich viele schöne Werke von allerhand wichtigen Stoffen in allen Theilen der Gelehrsamkeit geschrieben, deren einige, jedoch unter fremden Nahmen schon gedruckt sind, die meisten aber noch auf Meiner Studierstube im Manuscript liegen. Verschiedene einsichtsvolle Gelehrte, die Mich zum öftern des Nachmittags auf ein Glas Wein besuchen, auch mehrentheils zum Abendessen bey Mir bleiben, um wie sie sagen von Mir zu lernen, und beyläufig noch einige Flaschen auszuleeren, rühmen alles was aus Meiner Feder kommt als Meisterstücke; Jedoch rathen sie an, daß Ich Alles bey Mir liegen lassen solte, bis nach Meinem Tode, wo alsdann Meine Schriften als Opera posthumana desto grössern Beyfall finden würden.

Aber damit lasse ich mich nicht allein begnügen, daß Ich selbst täglich schreibe und die Welt mit schönen Entdeckungen bereichere, sondern Ich suche überdem die Wissenschaften durch Aufmunterung fähiger Köpfe zu befördern. Mein Haus stehet allen denjenigen offen, die entweder wirklich gelehrt sind oder doch wenigstens Hofnung dazu geben, als welches Ich durch einen gewissen Kunstgriff gleich merken kan. Ich lege ihnen nemlich eines von Meinen Gedichten oder andern Stücken vor und verlange hierüber ihr Urtheil. Sehe Ich nun, daß der Mensch Verstand hat und die Schönheiten Meines Werkes bemerkt, so ist gleich Mein Keller und Meine Küche zu seinem Dienste; ist Er aber ein Idiot, so wird Er, jedoch in aller Höflichkeit, zur Stube hinausgeworfen und er darf nicht eher wider über Meine Schwelle treten, bis Ich überzeugt bin, daß sein Urtheil richtiger und er folglich gelehrter geworden ist.

Sind nicht alles dieses Eigenschaften, die allerdings eine Lobrede verdienen, und bin Ich nicht fähig, sie, laut der gereimten Aufschrift dieses Blattes, die Ich aus einem Meiner Gedichte genommen habe, am besten zu schreiben?

Ich fahre in Meinem Ruhme fort.

Die Frömmigkeit ist bey Mir in sehr hohem Werthe und Ich erzeige Mich in allen Stücken als ein rechtschaffener Christ. Seltenes Beispiel! ein Gelehrter ein so grosser Gelehrter und dabey fromm zu seyn! verdorbene Zeiten! ruffe Ich aus, wo sehr wenige dergleichen ICHS anzutreffen sind! Wolte der Himmel, daß sich alle nach Meiner Tugend bildeten! Selten versäume Ich die Predigt, Ich höre in der Kirche mit aller Andacht zu und im Gesänge erhebe Ich Meine Stimme wie eine Trompete um andre dadurch zur Nachahmung zu reizen, wobey Ich Mich jederzeit über die böse Welt ärgere. Des Sonntags Nachmittags bekomme Ich von dem Prediger gemeinlich einen Besuch, und wir

unterhalten uns als dann beym Kaffe und einer Pfeiffe Knaster von allerhand erbaulichen Materien. Mehr als einmal hat Mich dieser würdige Mann öffentlich auf dem Predigtstuhl in Meiner Gegenwart gerühmet, fast mit Fingern auf Mich gewiesen, und Mich seiner lieben Gemeine als ein Muster der Gottesfurcht dargestellt. Mein Bedienter erzählte Mir dieses jedesmahl nachher, wieder, weil Ich wegen des Schlafes, der Mich in der Kirche zum öftern zu überfallen pfeget, es selbst nicht gehöret hatte. Nicht allein den Predigern mache Ich viele Geschenke, sondern auch den Armen ohne Unterschied, besonders aber Meinen Lieblingen, den armen Poeten und Gelehrten gebe Ich reichlich Almosen und erweise Mich völlig als einen Freygebigen und Barmherzigen. Die jungen Wittwen liebe Ich ungemein und besuche sie fleissig, und viele Waysen haben an Mir in allem Ernste einen Vater. Allen denjenigen, die Geld nöthig haben, stehet Mein Vermögen, jedoch auf sichere Hypotheken und gegen Zehn Procent, zu Dienste.

Hochmuth und Pralerey ist jederzeit von Mir verbannt gewesen und auf Meine viele Verdienste und löbliche Vorzüge bin Ich gar nicht stolz. Ob gleich alle Meine Nebengeschöpfe gegen Mich nur Insekten sind, ob Ich gleich über alle Meines gleichen erhaben und wie gesagt, vielfacher Rath, zwiefacher Doctor, reich, groß, gelehrt, dick und fromm bin; so geize Ich dennoch nicht nach Ruhm, sondern bewundre Mich vielmehr selbst, aus Demuth, in der Stille.

Der Mäßigkeit, dieser rühmenswürdigen Tugend bin Ich völlig zugethan. Mein fetter Bauch beweiset in diesem Fall, das Gegentheil gar nicht, denn es ist bekannt, daß auch die mäßigsten Leute oft sehr dick werden. Von Fasten und Kasteien Meines Leibes halt Ich jedoch nicht viel, weil Ich aus medicinischen Grundsätzen weiß, daß dieses der Beschaffenheit Meines Körpers gar nicht zuträglich sey. Die Gerechtigkeit behaupte Ich, besonders wenn es eine Geldsache betritt, bis aufs Blut, und wage lieber zwey Pro-

cent meines ganzen Vermögens, als daß Ich Mir in billigen Stücken, auch nur einen Heller solte zu kurz thun lassen. Mein Gewissen ist ganz rein; es weiß nichts von Vorwürfen, und hat Mich noch nie gebissen. Das einzigmal nehme Ich aus, da Ich nemlich vor zwey Jahren tödtlich krank war. Wie Ich dencke, so rede Ich, und wie Ich rede, so dencke Ich. Jedoch ein wenig Politik ziehe Ich, weil es doch heutiges Tages Mode ist, der Aufrichtigkeit vor, wenn Ich nur dadurch meine Absichten erreichen kann.

In Widerwärtigkeiten, die selbst dem Glücklichsten und Tugendhaftesten zuweilen vorkommen, bin Ich der großmüthigste Mann von der Welt. Ich nehme alsdann zu der Weinflasche Meine Zuflucht und spüle den Gram ab. Jedoch verabscheue Ich die jezt so gewöhnliche Ausschweifungen anderer Menschen im Trincken, wenn sie auf Kosten Meiner Fässer geschehen, wie die Pest.

In Meinen Handlungen bin Ich standhaft, und lasse durch nichts dasjenige hindern, was Ich Mir einmal vorgenommen habe, solte Ich auch Meinen Beutel und Meine Fäuste zu Hülfe nehmen müssen.

Alle Menschen sehe Ich als Meine Freunde an. Nur gegen diejenigen, die Meine Gedichte und Aufsätze tadeln, trage Ich einen heimlichen Groll.

Die Gedult besitze Ich im höchsten Grade. Ich habe sie aus dem Umgange mit Meiner seeligen Frau gelernet. Sie war eine Kreuzschule für Mich.

Der Neid ist Mir ein unbekanntes Laster. Denn warum solte Ich jemand beneiden, da Ich weiß, daß an Meiner Vollkommenheit nichts fehlet.

Die Ernsthaftigkeit ist recht Meine Sache und schicket sich ohnedem zu Meiner Perrücke, meinem fetten Unterleib und den übrigen Tugenden ungemeyn. Jedoch kan Ich zu seiner Zeit auch wohl einen Spaß hervorbringen, worüber sich das Frauenzimmer fast zu Tode schämen, und die übrige Gesellschaft krank lachen muß.

In Meinen Gesprächen bin Ich überaus lehrreich; ein jeder, worunter Ich selbst mit gehöre, höret Mich gerne reden und erstaunet über Meine Einsichten.

Alle andere große und kleine Tugenden finden sich bey Mir im Überfluß. Kurz, alles was zu einem vollkommenem Menschen gehöret, und wovon Ich lange nicht die Hälfte in dieser Lobschrift angeführet habe und unmöglich anführen konnte, ist wie im Mittelpunkte in Meiner Person zusammen vereinigt.

Ich bitte den Himmel also, daß Er zum besten der Welt lange Jahre bey unverückten Wohlseyn erhalten möge den theuren
ICH.

Grundsätze der Bienezucht

[...]

Siebentes Hauptstück.

Von den Produkten der Bienen, besonders dem Wachs.

§.10.

Der Nutzen des Wachses ist von weitem Umfang, ja größer, als der Nutzen des Honigs. Man lacht noch heutiges Tages die alten Lithauer und Russen aus, daß die, weil die den Nutzen des Wachses nicht kannten, die ledigen Waben den fremden Schifflenten umsonst überließen und diesen unerkannten Schatz in ihren Schiffen unter dem Vorwand, daß sie es als Balast ansähen, wegführen ließen. Man verfertigt davon Bilder, Wachsleinwand, Wachspapier, Lichter, Siegel, und viele andere Sachen, welche theils unentbehrlich sind theils zum Vergnügen dienen. Ja es ist fast kein einziges Handwerk, keine einzige Kunst worin nicht das Wachs gebraucht würde. In den neueren Zeiten hat man die Kunst entdeckt mit Wachs im Feuer zu malen. Daß das Wachs die Fäulnis abhalte ist aus dem Gebrauch abzunehmen welchen

man davon bei den anatomischen Einspritzungen macht, auch dass sich etwas sehr lange erhält, wenn es mit Wachs umgossen und auf diese Weise vor der Luft beschützt wird. Die Geschichte giebt uns Beispiele, daß sogar ganze Menschenkörper mit Wachs balsamiert worden, wie insonderheit von dem todten Leibe des Agesilaus bekundet ist und Cicero von den Persern erzählt, daß sie nämlich ihre Leichname lange vor der Fäulnis mit Wachs beschützten. In der Arznei wird das von Wachs bereitete Oel als ein vorzüglich linderndes und heilendes Mittel in den Rissen der Brustwarzen und Lefzen, wie auch zur Zertheilung und Erweichung harter Geschwulste gerümet. Einige geben dieses Oel auch innerlich zu wenigen Tropfen als ein urintreibendes Mittel, obwohl dessen innerlicher Gebrauch gefährlich ist. Das Wachs selbst wird wegen seiner lindernden, erweichenden, zerteilenden Eigenschaft zu sehr vielen Pflastern und Salben äußerlich gebraucht. Einige raten es sogar innerlich in gewissen Fällen an, da es doch wegen seiner Zähigkeit und Unauflöslichkeit mehr schadet, als nützt. [...]

Neuntes Hauptstück.
Vom Honig.

§.10.

Ich will noch des Nutzens mit wenigem gedenken. Außerdem, daß man Grund zu glauben hat, daß das Pflanzenreich dadurch wahre Vortheile überkomme wenn die Bienen den überflüssigen Schweiß und Saft der Blumen weghohlen und zu ihrer Nahrung gebrauchen, ist besonders der Nutzen des Honigs in der Wirthschaft und Arzneykunst handgreiflich. Man gebraucht ihn wegen seiner Süßigkeit anstatt des Zuckers zu Speisen, Backwerck und Geträncken. Man verfertigt aus demselben das Methgetränk. Aus ihm kann ein vortrefflicher Essig, ja durch be-

sondere Handgriffe ein Caffee bereitet werden. Als eine Arzeney betrachtet ist er eines der besten Mittel die Fäulnis zu verhüten und deswegen schon bei den Alten bekannt gewesen. Der Thessalische Hippocentaurus, der Körper des großen Alexanders, der Körper des Aristobulus sollen nach dem Bericht der Schriftsteller mit Honig balsamiert sein. Wenn man Früchte einmachen will, so kann man sich dazu des Honigs bedienen, er erhält sie lange gut. Er hat außerdem eine seifenartige, erweichende, lösende, und zeitigende Kraft und wird in vielen Fällen so wohl äußerlich als innerlich gebraucht. Alten, schleimichten Leuten bekommt er besser als gallichten, blutreichen und jungen Personen. [...]

Zweyte Abtheilung.
Erstes Hauptstück.

Von den Eigenschaften eines Bienenwirths, und den Werkzeugen zur Bienezucht.

§.5.

Eine andere Eigenschaft des Bienenwirthes ist die Unverdrossenheit und Dreustigkeit. Zu gewissen Zeiten, besonders zur Schwärmzeit, ist die Arbeit überhäuft, und zuweilen bekömt er noch oben drin Stiche. Dieses gehört zu den Unbequemlichkeiten, die man nicht achten, und welche der Gedanke des künftigen Vortheils, den man von den Bienen erwartet, versüßen muß. Nichts geschieht ohne Mühe. [...]

§.7.

Daß ein Bienenwirth ein ehrlicher Mann seyn müsse, brauche ich wohl nicht zu beweisen. Es ist also nicht erlaubt, seine Bienen zu Räubern abzurichten, auch nicht vortheilhaft, denn der Herr des beraubten Stockes hat es in

seiner Gewalt, nicht allein die Raubbienen zu tödten, sondern auch durch einen leichten Kunstgriff den ganzen Stock mit allem Honig zu verderben. Vielweniger muss ein Bienenwirth sich durch gestohlene Stöcke zu bereichern suchen.

§.8.

Er muss sich auch nach den Eigenschaften der Bienen richten. Die Bienen hassen wiederige Gerüche. Er darf also kein Liebhaber des Branntweins, und überhaupt nicht von der Klasse des zweibeinigen Viehes seyn. Er muss reinlich seyn, denn die Bienen lieben die Reinlichkeit. Deswegen schicken sich diejenigen nicht zur Bienenzucht, deren sonstigen Gewerbe viele Unreinigkeiten mit sich führet, oder welche, so zu reden, nach ihrem Handwerke riechen. [...]

Fünfzehntes Hauptstück.

Von der Benutzung des in den Stöcken befindlichen Honigs und Wachses.

§.1.

Daß es nach dem Recht der Natur und dem sich darauf gründenden geoffenbahrten Gesetz erlaubt sey, den Bienen dasjenige was sie mit Mühe eingesammelt haben, nämlich den Honig und das Wachs zu nehmen; ist wohl eine Sache welche keiner weitläufigen Beweise bedarf, so unrechtmässig es auch manchen welcher ein übertrieben zartes Gewissen haben will, scheinen möchte. Der Mensch ist ja ein Herr der Thiere und es steht um frey, sich ihrer Dienste, ja ihres Lebens zu bedienen, wenn er dabey Vortheil hat. Wie viel mehr steht es also dem Bienenwirth frey, sich der Früchte zu bedienen welche seine Bienen eingesammelt haben, da er außer jenem allgemeinen Privilegio der

66

Menschheit noch ein besonderes Privilegium sich über die Bienen erworben hat, da er diesselben verpfleget, ihren Bedürfnissen zu Hülfe kommt, und sich auf allen Weise bemühet sie zu schützen, und ihre Geschäfte zu erleichtern. [...].

Dritte Abtheilung.
Erstes Hauptstück.
Vom Aberglauben bey der Bienenzucht.

[...]

§.2.

Das Segnen oder Besprechen der Bienenstöcke, welches einige mit gewissen Zeremonien vornehmen, um diesselben vor Dieben zu bewahren, mag den Anfang machen. Ich haben eine Bienenwirth gekannt, welcher rühmte, daß ihm noch nie ein Stock abgestohlen wurde, und das einzige Mittel, welches er hierzu angewendet hätte, wäre die dreymahlige Hersagung gewisser Worte unter dreymahligem Umgang um die Hütte herum gewesen. Dergleichen abergläubische Handlungen sind nicht allein nur sträflich, sondern auch vor dem Wirth schädlich. Denn da er sich auf solche nichtige Mittel zu sehr verlässt, weil sie etwa zufälliger Weise eingetroffen sind, so versäümet und vernachlässigt er mehrentheils die nöthige Vorsichtigkeit, nämlich die Befestigung der Hütte und das Verriegeln der Stöcke; als welches allein das Mittel ist, dieselbe vor Diebe zu bewahren. [...]

§.12.

Einen Bienendieb zu entdecken und zu strafen, räth der Aberglaube folgendes sympathisches Mittel. »Man gehe nach der Stelle, wo der Stock gestanden, bürste die daselbst todt liegenden Bienen nebst dem abgefallenen Unrath, ohne es mit den Händen zu berühren, in ein leinen

Tüchlein, binde es darin zu, und grabe alles nach Sonnenuntergang auf dem Kirchhof in die Erde. So wie dieses verweset, soll auch der Dieb gesundes Herzens die Schwindsucht bekommen.« Man lache über diesen Aberglauben und weine über die Bosheit des Erfinders.

Eine Vertheidigung der Lebensart der Wilden und die Vorzüge derselben vor der Lebensart der Europäer in einem Briefe

Ich theile einen Brief mit, der von einem gebohrnen Willden geschrieben ist, welcher zwanzig Jahre lang, auf dem sogenannten Vorgebürge der guten Hoffnung, unter den Holländern gewohnt hatte, und jetzt wieder in seine vorige Wildnis zurückgekehrt ist. Er war ein Hottentotte. Diese Nation der Hottentotten, ist grade diejenige von allen andern wilden Nationen, welche nach Aussage aller Schriftsteller, den wenigsten Anspruch an die eigentliche Menschlichkeit machen kann, und mehr Vieh als Mensch ist. Bey dem allen weiß der Verfasser dieses Briefes, sich und sein Volk gegen seinen europäischen Freund recht gut zu vertheidigen, welcher sich verwundert: wie ein Mensch, der Europäer kennt, so ohne Geschmack und ganz sinnlos seyn könne, den Umgang mit Wilden, und die Lebensart der Hottentotten, dem Umgang mit Europäern und den Sitten derselben vorzuziehen. Wäre es nöthig anzuzeigen: woher mir dieser Brief, welcher zugleich eine kurze Geschichte des Charakters der Hottentotten ist, in die Hände gekommen; so könnte ich leicht sagen, daß ich denselben von einem Kaufmann in Amsterdam erhalten, der ihn von seinem Bruder bekommen, welcher auf dem Vorgebürge wohnt, und an welchen eigentlich dieser Brief geschrieben ist. Will man ihn aber als eine Satyre auf unsere eigene Lebensart ansehen, so muß ich auch dieses leiden, weil ich keinen

weitem Antheil an der Sache haben will, als daß ich hin und wieder kleine Anmerkungen und das Motto aus des Hrn. Dusch Gedichten, beygefügt habe. Man hat übrigens in der That Beyspiele: daß Hottentotten nach einem langen Aufenthalt unter den Europäern, zuletzt wieder zu ihrer Nation zurück gekehret sind, und also den Hottentottenstand, dem Stande der Europäer vorgezogen haben.

Nicht auf ein stolzes Wissen beruht das Glück der Welt:
Beglückt wer sich beherrschet und seine Pflichten hält!
Dies Glück ist allgemein: Erfüllung seiner Rechte
Beruhigt Könige, und auch des Königs Knechte.
So weit die Sonne gehet und Sterbliche erblickt,
Sieht sie bloß nach den Sitten beglückt und unbeglückt,
Oft einen Indier, der sein Gesetz verehret,
Beglückter als der Christ, der es beweißt und lehret.

Mein Freund!

Dich wundert es, daß ich wieder in die Wildnis zurück gegangen bin, nachdem ich zwanzig Jahre lang, wie du sagst, die gesittete Lebensart der Europäer gesehen habe, und von dem glücklichen Vorzuge ein Zeuge gewesen bin, welchen sie gegen die Lebensart der wilden Bewohner des Vorgebürges behauptet. Ist es möglich, rufst du aus, daß Quayha* das rohe, das viehische, das ungemächliche Leben eines Hottentotten, dem Leben und Stande der menschlichen und gesitteten Europäer, hat vorziehen können! Ja, mein Freund! es ist möglich, es ist gewiß, daß ich den Stand, welchen ich jetzo freywillig mir wieder gewählt habe, meinem vorigen Stande unter euch, weit vorziehe, und nun gesonnen bin, so lange ich lebe, ein Hottentotte zu bleiben. Ich will dir aufrichtig die Gründe sagen, welche mich zu diesen Gesinnungen bewogen haben, und wenn du sie ohne Einseitigkeit beurtheilest, so wirst du finden, daß ich mit Recht von euch weggegangen und zu meinem Volke zurück gekehret bin.

Es wird wohl unnöthig seyn, dir weitläufig zu beweisen, daß ein Mensch überhaupt einen starken Hang nach demjenigen Orte habe, wo er gezeugt und gebohren ist, und daß er diese Neigung Lebenslang behalte. Ich habe seit der langen Zeit meines Aufenthalts unter euch, mehr als einmal bemerkt, daß ein Holländer, so gut es ihm auf dem Vorgebürge auch immer gehet, dem ohngeachtet ein Verlangen nach seinem Vaterlande bezeigt. Die Luft kann hieran nicht schuld seyn, wie man dieses von einem Volke in Europa, welches, so wie ich von einem Europäer gehört habe, die Schweitzer heissen, vorgibt, nemlich daß dieselben darum so sehr mit dem Heimweh geplagt wären, weil sie, der Luft auf ihren Gebürgen gewohnt, die Luft anderer Gegenden nicht vertragen könnten; dann ihr gesteht ja selbst, daß die Luft auf dem Kap besser und gesunder sey, als die Luft in Holland. Daß ihr glücklicher in eurem Vaterlande wäret, dies könnt ihr auch nicht sagen; denn hier seyd ihr fast alle Herren, und hier könnt ihr beynahe umsonst alles dasjenige haben, was ihr in Europa theuer bezahlen müsset. Es muß also ein Trieb seyn, welchen die Natur tief in die Menschen gepflanzt hat, daß sie gern bey ihren Bekannten, bey ihren Freunden, bey ihrer Familie leben wollen. Wer würde es einem Europäer verdenken, welcher viele Jahre lang unter den Thoekoes** und Mamaquas gewesen ist, daß er endlich wieder nach seinem Vaterland verlangt? Wer kann es also auch einem Hottentotten übel nehmen, der ein Mensch ist, sowohl als ihr, folglich eben die Triebe und Neigungen hat, wenn er sich wieder Landwärts ein, nach seinem Geburtsort begibt? Glaube mir, mein Freund! die Europäer sind in den Augen der Hottentotten eben das, was wir in euren Augen sind. Ja ihr seyd wirklich noch schlimmer und verdient den Namen der Menschen noch weniger als wir. Ihr nennt uns zwar Wilde, aber ihr seyd wilder als wir. Ihr heisset uns Slaven, aber ihr seyd selbst (vergib es mir, daß ich so offenherzig

rede) ärgere Slaven; Slaven der Habsucht, des Geitzes und anderer strafbarer Leidenschaften, welche wir redliche Hottentotten, kaum dem Namen nach, kennen.

Doch siehe! ich will ordentlich mit dir verfahren, und weil du glaubst, daß der Stand eines Europäers ungleich besser sey, als der Hottentottenstand, deinen Irrthum dir benehmen, und alles, was hieher gehört, Stück vor Stück, kürzlich durchgehen.

Ich fange von unserer Religion an. Wir Hottentotten wissen es, daß ein Khouerou, oder ein höchstes Wesen vorhanden sey. Wir nennen dieses erhabene Etwas, Thickwa, das ist: den grossen Befehlshaber. Wir wissen, daß Donner und Ungewitter von demselben herkommt, daß ER der Herr der Zeiten ist, daß Landplagen die Boten und Folgen seines Zornes sind. Wir ehren Ihn deswegen vorzüglich zur Zeit des neuen Mondes und Ungewitters, wie auch, wenn Finsternisse und andere Plagen entstehen. Wir wissen auch, daß ein anderer Geist vorhanden sey, welcher grade das Gegentheil von dem guten Thickwa ist; wir heissen ihn in unserer Sprache Dangoh oder Damoh, und sind überzeugt, daß er ein Feind des menschlichen Geschlechts sey, und besonders über die bösen Menschen Macht und Gewalt habe. Auch ist uns nicht unbekannt, daß das Menschengeschlecht von einem Manne, Namens Moh, und dessen Frau Kingnoh, herkommen, und dieses Stammpaar vom höchsten Wesen geschaffen sey.

Auch haben wir in unserm Busen ein Gesetz, dessen Stimme wir genau folgen. Wir sind Feinde der Laster. Wir verabscheuen den Diebstal und strafen ihn strenge mit Kirr schlägen oder Geisseln, mit Hunger, mit Gefängnis, mit Verbannung, mit Beraubung der Ehre und andern Strafen, welche dem Werth des Gestohlenen angemessen sind, nie aber mit dem Tode, weil wir glauben, daß zwischen dem Tode und einem zeitlichen Gut, es mag so groß seyn, als es will, kein Verhältniß sey. Den Todschatz aber, strafen wir wieder mit dem Tode, wenn wir den Thäter ertappen.

Hurerey und Ehebruch sind zwar bey uns sehr seltene Laster, jedoch wenn wir einen solchen Übertreter finden, so strafen wir ihn aufs schärfste. Treue und Liebe, diese Quellen vieler andern Tugenden, rechnen wir unter unsere größten Pflichten, und üben sie nicht allein gegen uns und unser Volk, sondern auch an Fremden. Wir beleydigen niemand. In allen Handlungen sind wir aufrichtig, und ohne Betrug. Wir kennen keine Verstellung. Wir sind völlig mit unserm Schicksal, es mag auch so schlecht seyn als es wolle, zufrieden.***

Ich gestehe es, diese unsere natürliche Religion ist lange so vollkommen nicht, als die unverbesserliche Religion, wozu ihr Europäer euch größtentheils bekennet und deren erhabene Grundsätze ich bey euch gelernet habe. Aber da meine Nation, dasjenige wenige, was sie weiß, genau in Ausübung bringt, könnt ihr sie darum verdammen, weil sie nichts mehr weiß? Was hilft euch Europäern die vortrefliche Religion, da ihr doch den Sätzen derselben entgegen handelt? Hat euch der Himmel erleuchtete Augen gegeben, die Wahrheit und seinen Willen in einem höhern Grade, als wir, einzusehen, warum folgt ihr eurer Überzeugung nicht, zumal ihr selbst bekennt, daß der Diener, welcher den Willen seines Herren weiß und doch ungehorsam ist, doppelte Streiche leiden soll? Warum sind bey euch die Begierde nach fremden Gut, Unzucht, Diebstal, Todschlag, Geitz, Betrug, Falschheit, Feindschaft und andere Laster so häufig anzutreffen? Gesteht ihr nicht durch die Ausübung dieser schwarzen Handlungen selbst; daß ihr entweder eurer eigenen Überzeugung nicht glaubt, oder wenn ihr sie glaubt, euch einem schweren Schicksal freywillig unterwerfet, und statt einer künftigen Seeligkeit, euch Verderben und Strafe zuziehet. In dem ersten Fall seyd ihr die boshaftesten, und in dem andern Fall die dümmsten Geschöpfe. – Und wer ist zur Zeit des Todes glücklicher, ein Hottentotte, welcher unter einem schattichten Palm-

baume, auf einem Lager von Gras oder Moos, ohne Furcht für eine künftige Strafe, gleichgültig den letzten Athem aushaucht; oder ein Europäer, welcher mit dem Tode ringend, Hölle im Angesicht, auf weichen Federbetten zwar liegt, aber in eine schreckliche Zukunft hinein schauet, um ihn herum aber jedes begangene Laster in Riesengröße sich lagern sieht, welches mit Furienfäusten ihn peitschet?

Laß also, mein Freund! was diesen Punkt betrifft, meinem Volke einigermaßen Gerechtigkeit wiederfahren, und bewundere vielmehr seinen rechtschaffenen Gemüthscharakter, welcher, wenn er gehörig durch eine vollkommnere Religion und Erziehung ausgebildet wäre, die gesitteten Europäer, weit unter die Hottentotten erniedrigen würde, da sie schon ohne Gesetz, blos durch eingepflanzte Neigung, Tugenden ausüben, welche man bey euch kaum mit der Laterne findet.

Auch ist unser Art zu leben, keinesweges so wie ihr euch dieselbe vorstellt, viehisch oder unmenschlich, sondern wir machen einen ordentlichen Staat aus. Wir halten Rath und Gericht in nöthigen Fällen, und zwar mit wenigern Umständen als bey euch geschieht. Wir haben Oberhäupter, denen wir die Anführung im Kriege, und die Entscheidung rechtlicher Sachen überlassen, und das alles, GOtt lob! ohne Processe, ohne Advokaten, ohne Appellationen, ohne Corpus juris, ohne Bestechungen und dergleichen Weitläufigkeiten. Wir wohnen beysammen, obgleich nicht so nahe als ihr, sondern ein jeder von uns hat so viel Raum, als für ihn, seine Familie und sein Vieh nöthig ist. Wie gemächlich ist dieses nicht, und wie viele Streitigkeiten werden dadurch nicht vermieden, indem kein Nachbar dem andern hinderlich ist! Zum Theil wohnen wir auch dichte beyeinander; unsere Wohnungen machen alsdann gleichsam einen Kreis aus, in dessen Mittelpunkt wir des Abends unser Vieh treiben, damit dasselbe für den Raubthieren sicher sey. Dennoch höret man in dieser nahen Nachbarschaft selten etwas von Hader und Streit, vielmehr

gehen alle einer mit dem andern schwesterlich und brüderlich um. Du müßtest einmal ein Augenzeuge davon seyn, wenn drey, vier oder mehrere Hottentotten und Hottentottinnen gesellig beysammen vor der Hütte sitzen, und alle aus einer einzigen Pfeiffe rauchen, da nemlich der erste, so bald er den Mund voll Rauch gesogen, die Pfeiffe dem nächst bey ihm Sitzenden, und dieser sofort nach der Ordnung in die Runde herum gibt, du würdest dich gewiß, über diese Vertraulichkeit wundern, und ich glaube, die besten europäischen Freunde würden nicht das Herz haben, sie nachzuahmen.

Unsere Hütten sind zwar nicht so prächtig als eure Häuser, welche ihr mit grossen Kosten und Mühe aufbauet, aber deswegen nicht weniger bequem für uns. Wir bedienen uns der Zweige der Bäume, um davon unsere Wohnungen zu bereiten, weil dieser Baustoff leichter zu bekommen ist als Marmor und Steine. Darüber gespannte Thierhäute oder durcheinander geflochtene Binsen, sind bey uns dasjenige, was bey euch Ziegel und Schiefer sind, und dieses Dach hält eben so gut als das eurige den Regen ab. Euch sind oft grosse Paläste nicht geräumig genug zum Aufenthalt, da doch unsere kleinen Hütten uns und den unsrigen weitläufig genug sind, wenn wir uns darinnen nur bey dem Feuer wärmen, vor Regen und Wind schützen und ruhig schlafen können; denn wozu solte anders eine Wohnung nützen? Wir haben zugleich den Vortheil, daß, wenn etwa eine solche Hütte von Alter oder Sturm umgerissen würde, dieselbe wegen des leichten Stoffes, wovon sie gebaut ist, uns nicht tod schlagen oder zum Krüppel machen könne; oder auch, daß wenn sie abbrennet, wir uns nicht sonderlich darum zu bekümmern nöthig haben, weil geschwind und ohne Mühe eine neue kann gebauet werden, da hingegen bey euch derjenige, dem ein solches Unglück zustößt, mehrentheils zum armen Manne wird, weil ihr den größten Theil eures Vermögens an euren Häusern und

Pallästen verschwendet. Doch dieses ist nicht der einzige Vorzug, welchen unsere Hütten vor euren Wohnungen haben. Wir leben darinn weit angenehmer als ihr in euren Häusern. Ihr verstecket euch hinter dicke Mauren vor den Schönheiten der Natur, welche wir doch dicke und nahe um uns herum erblicken können. Wälder, Wiesen, blaue Gebürge, Silberbäche, Morgenröthe, Blumen, mannigfaltige Kräuter, das Concert der Vögel, und tausend andere Gegenstände, flössen uns freywillig ein entzückendes Vergnügen ein, welches ihr bey Erblickung der schönsten Gemähde, im Besitz der reichsten Zierrathen eurer Palläste, und bey Anhörung der rührendsten Musik nie so empfindet. Wir haben lauter Originale und Natur, ihr nur Kopie und erzwungene Kunst. Daß auch unsere Wohnungen gesünder sind, als die euren, davon werde ich dir wohl keinen Beweiß zu geben nöthig haben; indem eure Ärzte selbst, die Landluft der Luft in Städten vorziehen, eben deswegen kennen wir auch keine ansteckende Krankheiten.

Es ist wahr, mein Freund! in euren Pallästen habt ihr eine Menge von Sachen, welche zu eurer Gemächlichkeit dienen; da hingegen unser ganzer Hausrath, etwa in einem Topf oder Pfanne zum Kochen und Braten, in einer Muschel, die uns statt eines Bechers und Löffels dienet, in einer Tobackspfeiffe für die ganze Familie, in unsern Waffen, und allenfalls in einigen musikalischen Werkzeugen bestehet. Allein, ist dasjenige, was wir haben, nicht hinreichend genug? Und müsset ihr nicht selbst gestehen, daß die Menge eurer Geräthe nur eine Erfindung der Wollust, der Pracht, des Überflusses sey? Ich denke hier an einen alten Weltweisen, wovon ich einmal in euren Büchern las, daß er in einem Fasse gewohnt, und sein ganzer Reichthum nur in einer hölzernen Schale bestanden habe, womit er das Wasser zum Trinken schöpfte, welche er aber zuletzt noch gar wegwarf, als er einen Knaben, von ohngefahr, aus der Hand trinken sähe, und folglich lernte, daß selbst seine

Trinkschale ein überflüssiges Werkzeug sey. Bey dem allen war dieser Weltweise so vergnügt und glücklich, daß sogar der größte Monarch der Erde, ein Alexander, ihn beneidete. Wir Hottentotten sind alle solche Diogenen, welche in ihren schlechten Hütten zufriedener wohnen, als ihr in Marmorgebäuden.

Eben dieses gilt von der Kleidung. Wir gehen meistentheils entweder ganz nackend, wie die Menschen im unschuldigen Zeitalter gingen; denn die Kleider sind, besonders in warmen Himmelsstrichen, überflüssig, und hindern an vielen Geschäften. Oder, wenn wir uns ja kleiden, so sind unsere Kleider viel natürlicher und bequemer, sonst aber in der That, von eben dem Werth als eure Kleider. Ein Schaafsfell, oder die Haut eines wilden Thiers ist hinreichend zu unserer Bedeckung. Was sind aber ebenfalls eure Kleider anders, als Haare der Thiere, oder Fäden schlechter und vorher in einen Grad der Fäulnis übergangener Pflanzen, oder gar das Produkt der Insekten, welches alles ihr noch erst mühsam zubereiten müsset, ehe es zum Kleide wird; da wir hingegen unsere Kleider geschwind uns bereiten, ohne dazu Weber, Knopfmacher, Schneider und Tressen nöthig zu haben. Und ein solches einziges Kleid thut uns dieses nicht eben diejenigen Dienste, welche eine grosse Garderobe euch thut? Wie unvollkommen eure Kleidertracht sey, gebt ihr unter andern selbst dadurch zu verstehen, da ihr unter Winter- und Sommerkleidern einen Unterschied macht, da doch unser Fell zugleich Winter- und Sommerkleid ist; indem wir nemlich des Winters die rauhe Seite einwärts, des Sommers aber das rauhe auswärts gekehrt tragen, und also nichts weiter zu thun nöthig haben, als bey dem Wechsel der Jahreszeit und der Witterung das Kleid umzuwenden. Unsere Schuhe und Hüte sind eben so einfach. Ein Stück von der Haut eines Rhinoceros oder eines andern Thieres um die Füße gebunden, ist uns Schuh genug, um darinn

zu gehen, und eine Mütze von Peltz, kann im Nothfall den Kopf eben so gut bedekken als eure Hüte, welche ebenfalls weiter nichts sind, als zusammen geleimte Haare todter Thiere, welche ihr noch dazu oft theuer erkaufen müsset. Moden, diese Pest des Geldbeutels sind überhaupt bey uns nicht, sondern wir bleiben, so wie in allen Sitten, also auch in der Kleidertracht, dem Gebrauche unserer Vorältern getreu, gleich wie diese von den ersten Menschen die Bekleidung mit Thierhäuten gelernt haben. Hingegen wird bey euch mit jedem Jahre eine neue Kleidermode gebohren. Auch hiemit zeiget ihr, daß ihr mit eurer Art, euch zu kleiden, nicht zufrieden seyd, sondern sie als unvollkommen anseheth. Es ist auch gewiß, daß unser Ankleiden nicht so viele Zeit erfordere, als das eure. Ich habe sagen hören, daß es in Europa Weiber gebe, welche man Damen nennt, und Mannspersonen, die man Petitmaitres heisset, welche den ganzen Vormittag mit Zurechtlegung ihrer Haare und mit Ankleiden zubrachten. Ich glaube dieses aber nicht, denn ihr Europäer klagt ja immer über Mangel an Zeit, besonders wenn es darauf ankommt, Geschäfte für einen andern zu verrichten, welche nicht bezahlt werden. Wende mir aber nicht ein: daß unsere Kleidung unansehnlich wäre, und ein Hottentotte mit einem Widderfell um die Schulter und Lenden, und einem Dachsfell statt der Mütze auf dem Kopf, immer eine lächerliche Figur mache. Dies ist ein offenbares Vorurtheil. Eine fremde Tracht kommt einem jedesmal abgeschmackt vor. Ich erinnere mich, oft gehört zu haben, wie ungereimt die Kleidung eines Türken in den Augen eines Holländers, und die leichte Tracht eines Franzosen in den Augen eines ernsthaften Spaniers sey, blos weil jeder in seine eigne Mode verliebt ist. Wie würdet ihr lachen, wenn heut zu Tage, ein Mensch aus dem vorigen Jahrhunderte, mit weiten Pump-hosen, grossen Rockermeln und dergleichen, aufgezogen käme, weil ihr dieser Kleidung nicht mehr gewohnt seyd.

An den übrigen Zierrathen unsers Leibes fehlt es uns eben so wenig, als euch. Wir tragen Fingerringe und Armrings von Eisen, Kupfer oder Elfenbein, und schmücken unsere Haare und Ohren mit Glas, Korallen, Muscheln und Schneckenhäusern. Alles dieses ist bey uns von eben dem Werthe, als bey euch das Gold und die edlen Steine, deren Vorzug bloß in der Seltenheit und keinesweges in innerlicher Güte beruhet. Die Füße und den Hals aber umwinden wir mit Därmen oder zusammengerollten Häuten der Thiere. Dieses mag dir vielleicht garstig vorkommen; allein ich weiß, daß ihr Europäer, und besonders euer Frauenzimmer, ohne sich dessen zu schämen, Perlen und Seide traget, da doch die erstem sogar, wie einige behaupten, eine Krankheit gewisser Meerthiere sind, die Seide aber ein Auswurf garstiger Würmer aus dem Raupengeschlecht ist. Unsere Zierrathen erlangen wir ohne Mühe, die eurigen erfordern zum Theil Lebensgefahr. Zugleich haben wir den Vortheil, daß wir zur Zeit der Hungersnoth einen Theil unsers Zierraths essen können, indem wir die Därme und zusammengerollten Häute von den Füßen losbinden, in Wasser weichen, und ein wenig braten; mit euren Perlen, edlen Steinen und Seide aber könnt ihr eben so wenig den Hunger stillen als jener, seiner langen Ohren wegen, in der Geschichte berühmte Midas, der alles durch sein Berühren zu Gold machte, mit diesem Metall den Magen befriedigen konnte.

Überhaupt, glaube mir, mein Freund! daß unsere auf obige Weise geputzten Schönen, den jungen hottentottischen Stutzern nicht übel gefallen. Denn Stutzer haben wir, weil sie mit zur besten Welt gehören, eben so wohl als ihr; nur mit dem Unterschiede, daß unsere Stutzer, statt weisser seidener Strümpfe, bunte Binsen um die Füße binden, und statt eines seidnen Schnupftuchs sich des Schwanzes einer wilden Katze bedienen, welcher zugleich die Stelle einer Bürste vertritt, und womit sie eben so artig zu spielen

wissen, als ein europäischer Petitmaitre mit seiner Dose oder seinem Stockbande.

Noch weniger wirst du uns den galanten Geschmack absprechen können, wenn du bedenkst, daß wir eben so wohl die Kunst uns zu schminken, oder die natürliche Farbe unserer Haut zu verstellen verstehen als ihr. Wir gebrauchen hierzu das Fett der Thiere oder das Öl. Dieses ist bey weitem nicht so schädlich für die Gesundheit, als eure Schminken sind. Das Schmieren der Glieder hat vielmehr den Nutzen, daß es die Gelenke geschmeidig und biegsam, auch die Haut weich erhält, und für Kälte und Zufälle der Witterung schützt. Man sagt, daß ehemals die Athleten sich gesalbet hätten, um desto rascher zu seyn, auf dem Kampfplatz den Sieg zu erringen; und jener alte Mann soll einem andern, welcher ihn fragte: durch welche Mittel er sein Alter so hoch gebracht hätte? geantwortet haben: Ich habe oft Honig gegessen und äusserlich viel Öl gebraucht. Im übrigen ist die natürliche Farbe unserer Haut, bey den meisten von uns, von Geburt an, nur bräunlich, wir halten es aber für eine Schönheit, sie zu schwärzen oder zu bemahlen, so wie eure Schönen, die Schönheit zu erhöhen glauben, wenn sie sich hin und wieder mit schwarzen Schminkpflästerchens belegen.

Wegen des Geruchs aber, welchen wir Hottentotten an uns haben, und welcher von euch Europäern so verabscheuet wird, dürft ihr uns mit Recht keinen Vorwurf machen. Es kann nicht anders seyn, die um den Hals und übrige Glieder gewundenen Eingeweide der Thiere, unsere Kleider, ja die fette Schminke selbst, müssen endlich faul und stinkend werden, und uns also fremden Nasen schon von ferne kennbar machen. Aber, nehmet ihr Europäer nicht ebenfalls, größtentheils sogar freywillig, fremde Gerüche an euch? Schmiert ihr euch nicht mit Pomade und Jasminöhl? Führen eure Damen nicht oft Bisamdöschen mit sich? Dieser Geruch aber, sagst du, ist angenehm. Gut! jener Geruch ist uns ebenfalls nicht unangenehm. Es beruht alles

in der Welt auf den besondern Geschmack. Der eine liebt dieses, der andere jenes. Was jenem ein Wohlgeruch ist, ist diesem ein Gestank. Hat man mir doch erzählt, daß es in Europa Leute gebe, welche wegen einer besondern Eigenschaft ihrer Natur, keine Lilien, keine Rosen oder sonst andere wohlriechende Dinge riechen könnten. Und wenn das Histörchen wahr ist, das einmal ein Arzt, einen Bauer, welcher in einer starken Ohnmacht lag, durch den Geruch des Mistes wieder zu sich selbst gebracht habe, da doch das kräftigste flüchtige Salz vergebens an ihm verschwendet worden: So habe ich Beweiß genug, daß auch in diesem Stück, auf die Gewohnheit vieles ankomme. Euer Räucherwerk und eure wohlriechende Öle, sind uns Hottentotten eben so zuwider, als unser Geruch euch ist.

Unsere Speisen unterscheiden sich ebenfalls so sehr nicht von den Speisen, deren sich die Europäer bedienen. Ihr werfet uns z.B. vor, daß wir die Eingeweide der geschlachteten Thiere, ohne sie vorher von Unflat zu reinigen, mit Appetit verzehren; allein, thut ihr nicht eben dieses mit euren Schnepfen und Krammetsvögeln, deren Dreck ihr als eine Leckerey esset, ohngeachtet diese Vögel von einer weit unreinern Nahrung leben, als unsere Ochsen, Kühe und Schaaf. Ihr haltet uns für Unmenschen, weil wir das kranke Vieh und das Aas speisen; allein, ein auf der Parforcejagd viele Stunden lang gejagtes Wildpret muß gewiß auch krank seyn, dem ohngeachtet ist es bey euch eine vorzügliche Kost. Das todte Aas aber essen wir nur zur Zeit der Hungernoth, und der Hunger soll ja, wie ich mir habe sagen lassen, alle Speisen wohlschmeckend machen. Ihr verdenket es ferner den Hottentotten, daß sie das Ungeziefer welches sich in ihren Pelzen aufhält, geniessen, und ihr geniesset doch selbst Austern, Schnecken, garstige Schildkröten, Vipern, unreine indianische Vogelnester, und dergleichen, welche einem, der sie noch nie gegessen hat, eben so eckelhaft sind. Ja ich habe öfters einen Holländer,

unter Empfindung der größten Wollust, mit dem faulen Käse, tausende von Maden verschlingen gesehen. Wenn man überdem die Vergrößerungsgläser zur Hülfe ziehen wolte, so würde es sich zeigen, daß mit jedem reinen Wassertrunk, Myriaden von Würmern eingeschluckt würden, welche noch garstiger aussehen. Bey dem allen wissen wir doch, eben so gut als ihr, unter schlechten und wohl-schmeckenden Gerichten einen Unterschied zu machen. Ein Stück gebratenes Fleisch verachten wir nicht, ob wir gleich uns scheuen ohne Noth, Thiere zu tödten, weil die Milch derselben uns weit nützlicher ist. An Fischen, Seekrebsen und allerhand eßbaren Kräutern und Wurzeln fehlt es uns ebenfalls nicht.

Unser Getränk ist vorzüglich Milch und Wasser. Das älteste, natürlichste und beste Getränk, welches kein Podagra, keine Gicht, keine Kollick, keinen Stein machet, und – nicht berauschet! Es ist wahr, man sagt meiner Nation nach, daß sie den Brandwein und andere hitzige Getränke liebt; allein, wenn auch dieses wahr wäre, so darf sie sich doch den schändlichen Vorwurf nicht machen, daß sie von diesen Giften die Erfinderin sey, noch sich Mühe gebe, sie zu verfertigen; sondern sie überläßt dieses den wilden Europäern. Trinken wir uns auch gleich zu Zeiten, auf euren Schiffen einen Rausch, so geschihet dieses doch selten; da hingegen bey euch, tägliches Besauften, wo nicht eine Ehre, doch wenigstens eine Galanterie ist. Es ist ebenfalls wahr, man findet Hottentotten, welche so sehr auf den Rausch erpicht sind, daß sie sich für eine Flasche mit Arack oder Rumbandwein, und ein Stück Taback zu Slaven verkaufen, es sind aber diejenigen, welche solches thun, erzdumme Kerls. Unter euch findet man gewiß, weit mehr Leute, welche der Neigung zum Trinken ihre Gesundheit und alles ihr Glück aufopfern; was dünkt dich, mein Freund! sind nicht diese noch dummer?

In allen diesen Stücken habt ihr Europäer also vor den Hottentotten keine Vorzüge, und was das übrige unserer Art zu leben betrifft; so sind wir gewiß weit glücklicher als ihr. Eine beständige Arbeit, Unzufriedenheit, Sorge und Mühe ist euer Loos. Mit unermüdeten Füßen rennet ihr vom Morgen bis an den Abend nach Schattengütern. Ihr durchhackert seufzend, im Schweiß eures Angesichts die Erde, durchschiffet weite Meere, wühlet in die Eingeweide der tiefsten Berge, mit größter Gefahr eures Lebens. Den Frühling eurer Jahre verweinet ihr unter der Zucht eurer Lehrer, um dereinst erträgliche Bürger der Welt zu werden. Eure Nächte sind schlaflos, und eure Tage eine Kette von sorgenden Gedanken. Und warum thut ihr dis alles? Um zu leben!

Wir aber, mein Freund! wie glücklich sind wir! Von allen diesen Bemühungen und Ungemächlichkeiten wissen wir nichts. Für uns trägt die Erde ihre Kräuter und Früchte umsonst. Das Vieh gibt uns seine Milch, ohne daß wir weiter etwas anzuwenden nöthig hätten, als einen gewissen leichten Kunstgrif. Wir wohnen zufrieden in unsern Hütten ohne Sorgen und Gefahr. Von den ersten Jahren der Kindheit an, leben wir schon, und bekümmern uns wegen unsers künftigen Auskommens nicht. Wir essen und trinken, wenn wir hungrig und durstig sind, ohne uns an gewisse Zeiten zu fesseln. Unsere einzige Beschäftigung ist die Viehzucht; eine Beschäftigung, welche eure Dichter so oft, als die angenehmste von allen, besungen haben, und mit welcher wir uns doch nicht weiter bemühen dürfen, als daß wir des Abends das Vieh beysammen treiben. Die übrige Zeit des Tages bringen wir entweder unter den stillen Schatten eines Baums, oder in unserer Hütte ruhig zu, und verlachen bey einer gestopften Pfeiffe unsers Dacha**** die ganze Welt.

Die übrige Bestellung des Hauswesens überlassen wir unsern Weibern, deren unumschränkte Herren wir sind, und

welche sogar es als eine Gnade von uns erkennen müssen, wenn sie in unserer Gesellschaft essen dürfen; da ihr Europäer hingegen größtentheils unter der Herrschaft eurer Frauen stehet. So leben wir Hottentotten sorgenfrey, ohne Ceremoniel, ein arkadisches Leben. Mit der Erziehung unserer Kinder haben wir ebenfalls wenig Mühe; genug, daß die Mutter den Säuglingen über die Schultern her ihre lange Brust reichet, und sie im übrigen zu geschickten und starken Hottentotten aufwachsen läßt.

Um dasjenige, was ihr Künste und Wissenschaften nennt, bekümmern wir uns gleichfalls nicht; denn wozu sind diese bey den übrigen Vollkommenheiten unserer Lebensart nütze? Gesteht ihr nicht selbst, daß keine Wissenschaft vollkommen sey, jede ihre Mängel habe, und alles Wissen eitel sey? Wir können uns also desto leichter darinn finden, sie zu entbehren. Rechtsgelehrte brauchen wir nicht, weil wir keine Processe haben. Ärzte haben wir nicht nöthig, weil wir von Krankheiten wenig oder nichts wissen, wenigstens kennen wir Gicht, Schwindsucht, Stein, und andere dergleichen quälende Übel nicht, und die übrigen Krankheiten habt ihr größtentheils zu uns herüber gebracht.***** Wir lassen uns im Nothfall mit ein wenig Erfahrung begnügen, und gebrauchen in inwendigen und äusserlichen Krankheiten dasjenige Mittel, wovon wir wissen, daß es in ähnlichen Fällen geholfen habe, und im übrigen mag die Natur sich selbst helfen, weil sie der beste Arzt ist.

Die Weltweisheit können wir noch eher missen, da wir uns um das, was ausser uns ist, nicht bekümmern, sondern unsere Sorge blos auf unsere Person eingeschränkt ist. Und, im Vertrauen gesagt! ich habe gehört, daß es unter den sogenannten Weltweisen viele Narren geben solte. Schulen und Akademien haben wir nicht, weil die Natur und Erfahrung bey uns gutgearteten Hottentotten Schule genug ist. Lesen und Schreiben haben wir nicht nöthig zu lernen, weil wir uns, wie gesagt, um nichts Fremdes bekümmern

und sich mancher überdem zum Thoren gelesen und ins Unglück geschrieben hat. Wegen Erlernung fremder Sprachen zerbrechen wir unsern Kopf nicht, weil wir uns nie von unserm Lande entfernen, auch keinen Umgang mit Fremden suchen; sondern wir überlassen demjenigen, der es für gut befindet, mit uns zu reden, die Sorge, unsere Sprache zu lernen. Die Geschichte, die Erdbeschreibung u.s.w. ist für uns ebenfalls etwas Unnöthiges; denn was liegt uns daran zu wissen, ob jenseit dem Meere auch Leute wohnen, oder was vor tausend und mehr Jahren geschehen ist? Geschieht doch nichts Neues unter der Sonne, sondern, noch täglich eben dasjenige, was ehemals geschehen ist. Ein jeder von uns ist überhaupt ein lebendiges Geschichtsbuch, weil wir sehr alt werden, und folglich Gelegenheit haben, selbst vieles zu erfahren.

Indessen irrest du doch, mein Freund! wenn du meynest, daß alle und jede Künste von uns verbannt wären. Diejenigen, welche wir nicht entbehren können, das ist, solche, die einen wesentlichen Nutzen in Absicht auf uns haben, sind auch bey uns in vorzüglicher Achtung. Die Kunst zu kriegen verstehen wir nach unserer Art eben so gut als ihr; denn oft werden wir, leider! in solche Umstände gesetzt, daß wir uns wehren müssen. Unsere Wurfspiesse und Pfeile, unsere Bogen, auch im Nothfall Stöcke und Steine, wissen wir recht geschickt gegen die wilden Thiere und unsere Feinde zu gebrauchen, und wir bereiten uns diese Waffen selber. Die Kunst zu laufen verstehen wir gleichfalls aus dem Grunde, und ich biete dem besten europäischen Reuter trotz, der einen im Laufen begriffenen Hottentotten einholen wolte; dieses kommt uns sehr wohl zu statten, um mancher Gefahr zu entfliehen. Ein wenig Musik verstehen wir auch, und wir tanzen, wenn wir uns lustig machen, bey dem Laute unserer Hörner, bey dem Geräusch unserer Trommeln, oder bey dem Scharren unserer Streitbogen eben so vergnügt, als ihr bey der lieblichsten Notenmusik.

Was die sonstigen Gebräuche meines Volks betrifft, so gestehe ich zwar, daß sie größtentheils einer Verbesserung fähig wären; jedoch haben sie alle, so lächerlich und ungereimt sie auch sonst scheinen, eine gute Seite.

Ich will von der Operation anfangen, welche wir an den Knaben im achten oder neunten Jahre ihres Alters verrichten. Da wir ihnen nemlich eines derjenigen Gliedmassen wegnehmen, welches sie von dem weiblichen Geschlecht unterscheidet. Ich mag dich eben nicht weitläufig daran erinnern, was einige Europäer, besonders die Italiener, oftmals vornehmen, um eine feine Stimme zum Singen zu bekommen. Wenigstens darf man, wenn man dieses bedenket, uns nicht für so sehr grausam halten, weil ja gesittete Menschen oft eben das thun, obgleich sie es, wie gesagt, aus einem andern Grunde thun. Denn ausserdem, daß wir unsere Kinder durch diese halbe Entmannung zum Lauffen geschickter machen, glaube ich, daß dieselbe eine ausgeartete Gattung der Beschneidung sey, welche unser Volk ehemals von andern Völkern gelernt hat. Auch meynen wir, daß dieses zum vorzüglichen Erzeugen der Söhne vieles beytrüge, ob ich gleich für die Wahrheit dieses Wahns nicht Bürge seyn will. Zu dem ist dieser Gebrauch jetzt bey meinem Volk ein nothwendiges Übel, weil eine Hottentottin, um alles in der Welt keinen Mann heyrathen würde, der nicht in seiner Jugend, auf diese Weise halb verstümmelt wäre.

Lächerlich ist aber vielleicht in deinen Augen, die Art, wie ein Freund den andern bewirthet, wenn sie sich besuchen. Denn zur Bewillkommung bey dem ersten Eintritt in die Hütte, befeuchtet der Wirth seinen Gast mit seinem Urin, und dieses ist ein gewisses Zeichen, daß ihm seines Freundes Besuch angenehm sey. Diese Art der Bewillkommung aber ist so ungereimt nicht, wie du, mein Freund! denkest. Dann ich weiß, daß überhaupt das Benetzen mit Wasser, bey den Morgenländern lange im Gebrauch gewesen. Dabey ist dieses Bewillkommen doch

nicht so arg, als die Art, womit ein Freund den andern bey euch empfängt. Dann ihr überhäuft euch einer den andern mit leeren Worten, welche ihr Komplimente nennt, und oft das Gegentheil sind, von demjenigen, was ihr denket, wenigstens sind sie nichtsbedeutend, da doch unsere Art des Begrüssens etwas Wirkliches ist.

Die Weise, wie wir uns verheyrathen, ist auch nicht ungeheimt. Wenn der junge Wilde eine Schöne gesehen, welche ihm gefällt, so ersucht er erst seine Altern um ihre Einwilligung. Wird ihm diese verweigert, so unterdrückt er als ein gehorsamer Sohn seine Liebe. Stimmen seine Altern ein, so fragt er die Altern der Schönen, und wenn diese Ja! sagen, so ist es mit dem Mädchen selbst schon richtig, weil sie ihren Altern es zutraut, daß sie wissen, was ihr gut sey. Sie bindet alsdenn zum Zeichen ihrer Gegenliebe, ihrem Herrn Bräutigam einen Kuhdarm um den Hals, welchen er alsdann zum Zeichen seiner redlichen Gewogenheit und ewigen Zärtlichkeit, so lange umbehält, bis er faulet und Stückweise abfällt, und alsdenn ist sie, ohne weitere Umstände Madame Hottentottin. Solte die Liebe eines europäischen Freyers wohl eine solche harte Probe ausstehen können, die seiner Nase nothwendig so empfindlich seyn muß? Ich glaube es schwerlich. Gefällt es dem Ehemann, so kann er noch eine oder mehrere Ehegattinnen dazu nehmen. Wie sehr werden in diesem Stück viele Europäer nicht die Hottentotten beneiden! Und was bey dieser Vielweiberey das Artigste ist: die Frauen sind gar nicht eifersüchtig gegen einander, sondern nehmen mit der getheilten Liebe gern vorlieb, solten dieses aber wohl die Damen in Europa thun?

Bringt Madame Zwillinge zur Welt, und das eine Kind ist ein Sohn, das andere aber eine Tochter, so wird das erste behalten, das andere aber in ein Fell gebunden, weggelegt, und seinem Schicksal überlassen, ohne daß sich weiter jemand um dasselbe bekümmerte. Von Zwillingstöchtern

behalten sie auch nur die älteste. Ich gestehe es, diese Art zu handeln ist grausam; jedoch den Hottentotten kann sie einigermassen vergeben werden, weil sie die Gemächlichkeit zu sehr lieben, als daß sie mit Aufziehung zweyer Kinder sich zugleich bemühen solten. Auch ist es leicht zu denken, daß, da ihre Sorge blos auf ein einziges Kind eingeschränkt ist, dieses ein desto vollkommener Bürger werden müsse, massen denn auch alle Hottentotten stark und gut bey Leibe sind. Selbst dadurch, daß sie in diesem Fall dem Sohne den Vorzug geben, geben sie zu verstehen, daß sie Verstand genug haben einzusehen, daß das männliche Geschlecht edler, und dem Staat unentbehrlicher sey, als das weibliche. Eine Wahrheit, welche kein Europäer ebenfalls in Zweifel ziehen wird.

Alte Greise, welche sich nicht mehr zu helfen vermögend sind, schaffen sie kurz und gut von der Welt, weil sie den Tod einem elenden Leben vorziehen. Eben dieses thun sie mit solchen Kranken, deren Krankheit unheilbar ist. Dieses Betragen, so grausam es auch an sich selbst betrachtet ist, so ist es doch den Hottentotten desto eher zu vergeben, weil es in einer guten Meynung, und im Mitleiden und Barmherzigkeit, folglich in einer Tugend seine Quelle hat, obgleich sie unausgebildet und übertrieben ist.

Artiger ist es, daß eine Witwe bey ihnen, auf keine andere Bedingung wieder heyrathen darf, als daß sie sich vorher ein Glied vom Daumen oder von andern Fingern abschneiden lasse. Dieser Gebrauch hat einen doppelten Nutzen. Erstlich, da die Vollkommenheit und Gesundheit der weiblichen Finger, von dem Leben des Ehemanns abhängt, so lernen die Frauen ihre ersten Männer vorzüglich schätzen und hüten sich sorgfältig, ihnen den mindesten Verdruß zu machen, wodurch das Leben des guten Eheherren könnte verkürzt werden, vielmehr wenden sie alles Mögliche zu dessen guten Verpflegung und Verlängerung seiner Tage an, damit sie nicht nöthig haben, auf Kosten ihrer Finger zur zweyten Ehe zu schreiten. Zum andern

dienet dieser Gebrauch den Männern selbst zu einem heilsamen Unterricht bey dem Heyrathen, indem sie, die Zärtlichkeit der Witwe leicht an dem Mangel einer oder mehrerer Glieder der Finger beurtheilen können. Selbst den hottentottischen Damen gereicht diese Verläugnung ihrer Finger zu einer wahren Ehre; denn hiemit beweisen sie ihre gute Gesinnung gegen das männliche Geschlecht, indem sie lieber ein, zwey, drey oder mehr Finger missen, als unverheyraethet bleiben wollen. Solte wohl eine europäische Witwe unter solchen schmerzhaften Bedingungen zur andern Ehe schreiten wollen? Ich glaube nein! Doch dieses ist nur Muthmassung.

Ich will aufhören, mein Freund, dir die Vorzüge meines Volks zu schildern, und ihre Lebensart zu vertheidigen. Dasjenige was ich gesagt habe, ist hinreichend für mich gewesen, um von euch weg, und wieder zu meiner Nation zu fliehen. Ich überlasse dir die ganze Sache zum weitern Nachdenken, und bleibe
Dein Freund Quayha

* Die Hottentoten haben die Gewohnheit, ihren Kindern gleich nach der Geburt den Namen gewisser Thiere beyzulegen. Dieser Name ist ebenfalls aus dem Thierreich entlehnet; dann Quayha heisset auf deutsch ein Esel. Man glaube indessen nicht, daß diese Benennung schimpflich sey. Ein Esel, so verächtlich er auch bey uns ist, so hat er doch dorten einen nicht geringen Werth. Sie sind daselbst groß, schön und bunt, und überhaupt von einer ganz andern Gattung als die europäischen Esel.

** Dieser ist eigentlich der Nationalname dieses Volks. Die Benennung, Hottentotte, haben sie dem Spott der Holländer zu verdanken.

*** Diejenigen, welche mit diesem Volk umgegangen sind, werden gestehen müssen, daß Quayha hier nicht pralet, sondern die Wahrheit redet.

**** Sie blasen nemlich dem Vieh hinten in den Leib, und so läßt es die Milch von sich. Einen fast eben so lächerlichen Kunstgrif gebrauchen die Hottentotten um Butter zu machen. Sie schütten den Milchrahm in einen Beutel, welcher von einer Thierhaut, die rauhe Seite einwärts gewendet, gemacht ist, binden alsdenn den Beutel fest zu und schlagen so lange mit Stöcken darauf, bis die Butter fertig ist.

***** Dacha, ist eine Gattung des Hanfes, welchen sie anstatt des Tabacks gebrauchen.

***** Von den Blattern oder Pocken weiß man zuverlässig, daß sie erst im Jahr 1713 denen Hottentotten bekannt geworden sind, und die Holländer sie zu ihnen gebracht haben. Es soll damals eine unzählbare Menge von Menschen auf dem Kap daran gestorben seyn.

Eine Wohlthat gebiert die andre

Es kamen in der Zeit des siebenjährigen Krieges einige Wagen, worauf verwundete Kroaten lagen, welche in das einige Meilen davon befindliche österreichische Lazareth gebracht werden sollten. Die preußische und österreichische Heere stunden damals in der Nähe, und täglich fielen unter den leichten Truppen kleine Gefechte vor. Die Wagen wurden von einigen Kroaten wie gewöhnlich begleitet. Das Städtchen gehörte dem Könige von Preußen und lag auf der ordentlichen Landstraße an den Grenzen des österreichischen Gebiets. Die Wagen mit der Begleitung hielten daselbst einige Stunden stille, weil frische Pferde vorgespannt wer-

den musten. Ein junger mit Schweis und Staub bedeckter Kroat von der Begleitung setzte sich, nahe bei dem Wagen, auf der Straße auf einen Stein, um etwas auszuruhen, schöpfte alsdenn aus einem in der Nähe befindlichen Ziehbrunnen Wasser, zog aus seinem Queersack ein Stück trocknes Commisbrod hervor, tunkte solches ins Wasser und fing an, sehr appetitlich zu essen.

Gegen über wohnte ein Wundarzt, dessen Glücksumstände sehr gut waren und welcher damals Hochzeit hielt. Er bemerkte nebst seinen Hochzeitsgästen den gedachten Kroaten, wie er seine kümmerliche Mahlzeit einzunehmen anfang, und von Mitleiden getrieben schickte er durch seinen Bedienten ihm einen Napf mit Suppe samt einem guten Stück Fleisch, nebst einem weissen Brodte heraus. Der Kroat, erstaunt über diese Höflichkeit, steckte sein Commisbrod wieder ein, klopfte dem Bedienten die Schulter, lächelte und gab sonst auf alle Weise seinen wärmsten Dank zu erkennen. Statt aber selbst zu essen, gieng er mit dem Napf nach einem von den ausgespannten Wagen, worauf die Verwundeten lagen, schlug die Decke zurück, in welcher ein alter verwundeter Graubart gehüllt lag, sprach demselben Trost zu, richtete ihn auf und fing an, ihm die Suppe löffelweise zu reichen. Dem Alten waren beide Arme abgeschossen; doch schien er durch diese ungewohnte Nahrung etwas Kräfte zu bekommen, und der mitleidige Kroat fuhr mit dem Füttern so lange fort, bis er satt war. Er schnitte ihm auch Fleisch und Weisbrod ab, allein der schwer Verwundete hatte dazu keinen Appetit. Der junge Kroat theilte also solches unter den anderen Verwundeten aus, und behielt nur ein kleines Stück davon für sich, welches er nebst dem Rest der Suppe heißhungrig verzehrte.

Der wohlthätige Bräutigam gegen über sähe nebst seinen Hochzeitsgästen diese rührende Scene, sie gefiel ihnen so wohl, daß sie den guten Kroaten ins Haus kommen liessen.

Hier wurde ihm mehr Suppe, nebst Gemüse, Fleisch, Gebackenem und überhaupt von allen Gerichten, welche sie auf der Tafel hatten, und dabei eine Flasche Wein, vorgesetzt. Er aß nach Herzenslust, drückte seinem Wohlthäter dankbar die Hände, stammlete auch allen Anwesenden seinen Dank und wurde bis zu Thränen gerührt, als ihm Papier gereicht wurde, um das übrige, was er nicht verzehren konnte, bei sich zu stecken. Am angenehmsten war ihm eine volle Weinflasche, welche man ihm ebenfalls in den Sack schob. Der Bräutigam, so wie jeder von den Anwesenden, wollten ihm noch ein Geschenk mit Geld machen, er war aber schlechterdings nicht zu bewegen, solches anzunehmen. Nur von der Braut, welche bemerkt hatte, daß er kein Hemd am Leibe hatte, nahm er nach einiger Weigerung zwei ihm angebotene halbverschlissene Hemden an. Er küßte hierauf mit nassen Augen dem Bräutigam, der Braut und allen Gegenwärtigen die Hände, und dankvoll eilte er zu dem Wagen, wo er gleich den Wein unter den Verwundeten austeilte und besonders dem Alten doppelte Portionen gab, welcher, wie man erfuhr, ein Unterofficier von seiner Kompagnie war. Endlich kamen die frischen Pferde zum Vorspannen an, und man reisete ab. Der Kroat sähe sich noch einmal nach dem Hause um, wo er so liebevoll bewirtheet war, und empfahl sich nochmals durch dreimaliges Schwingen seiner Mütze den auf der Straße stehenden Hochzeitern, welche ihm nachsahen, so weit sie konnten, und den ganzen übrigen Tag durch diesen edelmüthigen Kroaten zum Vorwurf ihres Gesprächs behielten.

Nach einigen Wochen wurde das österreichische Heer von den Preußen geschlagen. Ein großer Haufe Kroaten drang auf der Flucht in dieses Städtchen, und bei der allgemeinen Unordnung fingen sie an zu plündern, ja gar Häuser in Brand zu stecken, und jeder Einwohner war in der größten Angst. Jener Kroat war mit unter dem erbitterten Haufen. Er suchte das Haus seines wohlthätigen Wirths gleich auf,

dessen Thür schon von seinen raubsüchtigen Kameraden berennet wurde. Theils mit guten Worten, theils mit Gewalt hielt er sie zurück, stellte sich vor der Thür mit queer vor sich gehaltener Flinte und widersetzte sich nach äussersten Kräften allem Eindringen. Der Wundarzt, welcher durchs Fenster der Plünderung seiner Nachbarn und den Misshandlungen zusähe, welche ihnen von den wütenden Barbaren zugefügt wurden, und voll ängstlicher Erwartung war, daß nun auch die Reihe an ihn kommen würde, wuste anfangs nicht, wem er die Beschützung seines Hauses zu verdanken hätte, kannte aber bald darauf seinen vormaligen Gast. Als die Ruhe etwas hergestellt war und die Plünderer mit Raub beladen abzuziehen anfangen, bewillkommte der nun ganz sichere Wundarzt seinen Retter und bot ihm einen Beutel mit dreihundert Dukaten für den geleisteten Schutz. Aber großmüthig schlug der Kroat so wohl dieses Geld als auch alles, was ihm sonst gereicht werden sollte, aus. Er versicherte vielmehr, daß er über diese Gelegenheit froh sei, in welcher er seinen thätigen Dank für die ehemalige Erquickung hätte zeigen können. So eilte er gleichfalls weg, ohne sich an das Rufen des Wundarztes und seiner jungen Frau zu kehren, welche ihn schlechterdings nicht unbelohnet von sich lassen wollten. Beide bewunderten ihn jetzt noch mehr und konnten es lange nicht begreifen, wie eine so grosse und schöne Seele in einem gemeinen Kroaten wohnen könne.

Es währte aber kaum ein viertel Jahr, als sie Gelegenheit hatten, ihrem Retter seinen Edelmuth zu vergelten. Nach einem scharfen Gefechte, welches die Preußen mit den Östreichern gehabt hatten und worin die erstern Sieger waren, wurden viele Verwundeten, so wohl von der einen als andern Parthie, abermals durch diesen Ort zum preußischen Lazareth geführt. Der Zug ging vor dem Hause des Wundarztes vorbei, und wie gerührt wurde dieser nicht, als er seinen bekannten Kroaten, mit Wunden

bedeckt und so schwach, daß er kaum noch athmete, zwischen den Verwundeten auf Stroh liegend erblickte. Pfeilschnell flog er zu ihm, und von ihm zu demjenigen Officier, welcher die Begleitung kommandirte. Diesen bat er auf das inständigste, den Verwundeten verabfolgen zu lassen, er wolle alles Mögliche zu seiner Heilung veranstalten, auch Bürge dafür werden, daß er nach geschehener Heilung sich als Gefangener wieder einstellen solle. Der Officier kannte zum Glück den Wundarzt sehr gut, weil letzterer vormals als Compagniefeldscheer mit ihm unter einem Regiment gestanden hatte, und weil er glaubte, daß dieser Kroat an seinen hochgefährlichen Wunden gewiß sterben würde und wahrscheinlich die fernere Fahrt nicht ausstehen könne, so willigte er gerne ein. Der Verwundete wurde also, fast ohne Besinnung, in das Haus seines ehemaligen Wirths getragen, und dieser verschwendete alle seine Kunst und Pflege an ihn; hatte auch die Freude zu sehen, daß sich sein Patient täglich mehr und mehr besserte und nach einige Monaten völlig wiederhergestellt war, da ihn dann der Wundarzt, mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, nach einem zärtlichen Abschiede, welchem ich zur Ehre der Menschheit gern selbst möchte zugesehen haben, demjenigen Officier zuschickte, welcher ihm den Verwundeten anvertraut hatte. Er wurde nachher, wie gebräuchlich ist, ausgewechselt, und weil der Schauplatz des Krieges von da verlegt wurde, so hörte der Wundarzt nichts mehr von ihm.

Im letzten bairischen Kriege hatten aber beide das Vergnügen, sich wieder zu sehen. Der Kroat besuchte beim Durchmarsch durch dieses Städtchen seinen ehemaligen alten Wohlthäter. Dieser erkannte ihn ohngeachtet des langen Zeitraums und der äussern Veränderung des Kroaten, als welcher wegen seiner ausserordentlichen Bravheit jetzt Officier war. Gast und Wirth umarmten sich wie Brüder. Der jezige Kroatenofficier wurde von der ganzen Familie des Wundarztes, die in der noch lebenden Gattin und

einigen Söhnen und Töchtern bestund, welchen die vorige Geschichte aus den Erzählungen ihres Vaters bekannt war, aufs zärtlichste bewirtheet. Bei seiner Abreise musste der Wundarzt von ihm ein schönes ungarisches Pferd als ein Geschenk zum Andenken seiner vormaligen Gutthätigkeit annehmen.

Beide, sowohl der Kroat als der Wundarzt, leben vielleicht noch jetzt, und geben durch ihre Geschichte einen Beweis, wie oft Wohlthaten mit Wucher belohnt werden, selbst wenn man am wenigsten an Belohnung denkt.

Nachrichten von einer Freischule, welche der Freiherr von der Reck zu Overdiek errichtet hat

Anstalten, welche zum wahren Wohl der Menschheit dienen, dürfen nicht verschwiegen werden, um so viel weniger, wenn sie ächte Menschenliebe, die keine Mühe und Kosten scheuet, zur Quelle haben. Selten sind, leider! die Beispiele, und also auch deswegen verdient es öffentlich bekannt gemacht zu werden, wenn ein Menschenfreund durch wohlthätige Handlungen sich auszeichnet.

Der Freiherr von der Reck zu Overdiek, entwarf schon vor einigen Jahren einen Plan zur Stiftung einer Schule, worin Kinder aller Religionsverwandten unentgeltlich unterrichtet werden könnten. Er gab besonders zu diesem Zweck, auf Subskription, Kupfer von merkwürdigen und angenehmen Gegenden der Grafschaft Mark heraus, und den Überschuß davon bestimmte er zur Errichtung einer Schule. Obgleich selbiger lange nicht beträchtlich genug war; so wurde doch zum Bau eines geräumigen Schulhauses, auf Seine Kosten Anstalt gemacht, und das Gebäude ist nunmehr ganz vollendet. Es liegt eine Viertelstunde von Bochum, nicht weit von Overdiek an der Landstraße, auf einer Anhöhe, von welcher man die lachendste Aussicht hat. Das Haus ist

ganz von Ziegelsteinen, ist zur gemächlichen Wohnung für den Lehrer eingerichtet, und das Schulzimmer ist besonders geräumig und helle. Ein Platz zum Garten und andere Bedürfnisse für den Bewohner, sind nicht vergessen. Die Landleute der benachbarten Dörfer Hamme und Marmeshagen, welche schon durch willige Dienste den Bau des Hauses erleichtert hatten, haben auch jetzt aus eigenem Triebe, die Kosten zur Anschaffung einer Glocke zusammengebracht, worin zur Schule geläutet werden soll. Der Lehrer, welcher bei dieser Schule bestellt ist, wird vom Könige besoldet. Die Kinder der benachbarten Landleute genossen schon seit dem letzten Herbst den Unterricht desselben, und weil die Schule noch nicht ganz fertig war, so gab der Freiherr von der Reck, dazu das beste Zimmer des Hauses Overdiek, her.

Die Schule wurde am 23ten Februars dieses Jahrs eingeweiht. Der Freiherr von der Reck hatte dazu die Prediger der drei christlichen Religionspartheyen, nebst einigen Freunde aus Bochum eingeladen und des Morgens früh in seinem Wagen abholen lassen. Die sämtliche Schulkinder waren zu Overdiek versammelt und zogen von da, mit Musik, paarweise, an der Zahl 46, vor ihren Lehrer her nach dem neuen Schulgebäude, und sangen ein von dem Lehrer besonders dazu gefertigtes Lied. Die Prediger, andere Freunde, und demnächst der Freiherr v.d. Reck nebst seiner würdigen Gemahlin, und sämtlichen Kindern folgten dem Zuge in feierlicher Stille.

Nach der Ankunft in der Schule, wo eine Menge von Menschen versammelt war, öffnete der mehrgedachte ädle Stifter, die Einweihung mit einer auf diese Feier passenden schönen Rede. Der an dieser Schule auf Empfehlung des Herrn von Rochow (wer kennt nicht diesen großen Beförderer der Erziehungskunst?) berufene Lehrer, Herr Willberg, ein junger Mann von den besten pädagogischen Kenntnissen, der es sich zur angenehmen Pflicht gemacht hat, nicht allein den Kopf, sondern auch das Herz der ihm

untergebenen Kinder zu bilden, zeigte hierauf nach einem sehr rührenden Gebäte, seine vortreffliche Methode des Unterrichts in einem Examen der gegenwärtigen Kinder. Diese bewiesen durch ihre fertige Antworten, daß sie in der kurzen Zeit, in welcher sie den Unterricht ihres geschickten Lehrers genossen, über alle Erwartung große Fortschritte gemacht hatten. Nachher hielt derselbe noch eine vortreffliche Rede an die Versammlung, und die gegenwärtigen Prediger beschlossen die Handlung, mit Ermahnung, Glückwünschen und Einweihung der Schule. In kleinen Zwischenpausen wurden von den Kindern noch einige von dem Herrn Wilberg verfertigte Lieder gesungen, und das Ganze zuletzt damit geendigt, daß die Kinder alle, dem vielgeliebten Könige Friedrich Wilhelm und seinem Minister, dem Herrn von Wöllner, dessen Vorsorge der Lehrer seine Besoldung zu verdanken hat, ein lautes Vivat gerufen.

Der Zug gieng nun wieder feierlich nach dem Gute Overdiek, wo während der Mittagstafel die Kinder unter Musik, abermals einige Lieder sangen, darauf von der würdigen Freifrau von der Reck, mit Backwerk, welches in zwei großen Körben an ihren Seiten stand, beschenkt wurden, und den ganzen übrigen Tag daselbst in festlicher Freude zubrachten.

Ich habe der Handlung vom Anfang bis zum Ende beygewohnt. Alles war über jede Beschreibung rührend, und mein Herz klopfte nie so warm als an diesem Tage. Gottes bestes Heil über den Herrn von der Reck, diesen ädlen Mann, und über dessen ganzes Haus!! Und es müsse ihm in dieser Provinz mancher, in der Bemühung, sich um die Menschheit thätig verdient zu machen, nachfolgen.

Kräftige Leichenrede über Friedrich II

Auf den Tod Friedrichs des Einzigen sind bekanntlich viele zum Theil fürtrefliche Lob- und Leichenreden gehalten, aber unter allen wohl keine, die kräftiger gewesen wäre, und die mit wenig Worte mehr gesagt hätte, als die von einem bejahrten Bauer in der Grafschaft Mark, welcher ehemals eine Zeitlang dem großen König als Soldat gedienet hatte. Denn als er die Nachricht hörte: der König sey todt, rief er in der heftigsten Leidenschaft mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Händen aus: O Gott! wer soll dann nun die Welt regieren?

Über Spitzbubenbanden

Im 9ten Stück des [Westfälischer Anzeigers; Anm. Hanke] ist im Aufsatz über Spitzbubenbanden des Mordes gedacht, welcher von einer Räuberhorde im Amte Bochum begangen seyn soll. Das Factum ist richtig; es geschah in der Nacht vom 20ten auf den 21ten Junii. Die Bande brach in das Haus eines Bauern, genannt Holthaus ein. Der alte Hausvater wurde gebunden und sehr gemißhandelt, ist aber nicht an seinen Verletzungen gestorben. Die junge Hausfrau nahm durch ein sehr enges Fenster mit ihrem kleinen Kinde die Flucht, wurde aber von den draussen auf der Wacht stehenden Räubern wieder ergriffen, ins Haus geschleppt und erbärmlich zugerichtet, der junge Mann aber wurde ermordet, und bei der gerichtlichen Obduction fanden sich bei ihm viele Wunden und besonders eine Stichwunde, welche in die vordere Herzhöhle ging. Die Räuberbande ließ bei ihrem Abzüge 6 Stöcke zurück, worunter ein schönes spanisches Rohr war, welches vermuthlich dem Anführer gehörte. Ob sich der junge Mann habe zur Wehre setzen wollen und darum von den Räubern ermordet sey, oder ob er einen von der grausamen Gesellschaft erkannt

und denselben namentlich angeredet habe, und deswegen umgebracht sey, wie man allgemein glaubt, und auch die Frau des Hauses vermuthete, ist nicht ganz gewiß. So viel ist gewiß, daß es gefährlich und töricht sey, in dergleichen Fällen, sich es merken zu lassen, wenn man einen oder andern von den Räubern kennet, und Gegenwart des Geistes ist, so wie zu allen Dingen, also auch bei einem räuberischen Überfall, gut.

Ich erinnere mich hiebei einer wahren Geschichte, welche vor mehreren Jahren sich mit einem meiner Freunde zutrug. Dieser war in Essen gewesen, und wurde in der Abenddämmerung zwischen Steel und Bochum, von einem hinter der Hecke lauern den starken Kerl angegriffen, welcher die Börse von ihm forderte. Der Spitzbube war ihm zu gut bekannt, als daß er sich fremd gegen ihn hätte stellen können. So erschrocken er auch war, so redete er den Straßenräuber doch mit gezwungenem Lachen folgenmaßen an: Mein lieber N. ich sehe, ihr seid betrunken, weil ihr mich nicht kennt, laßt den Spaß bleiben und geht hübsch nach Hause, schlaft den Rausch aus und grüßt eure Frau von mir; ihr seid immer ein kurzweiliger Mann gewesen, aber mancher, der euch nicht als einen ehrlichen Mann kennte, möchte diese eure Kurzweil für Ernst nehmen! Der Kerl stutzte, ließ ihn los, stellte sich auf einmal ganz betrunken und lallte etwas von einer Hochzeit, woauf er gewesen sey, und freilich ein wenig zu viel getrunken habe, so daß er nicht recht mehr wisse, was er thäte. Er ging nun auch wirklich weg, wie ein taumelnder Trunkener und mein Freund, welcher eine ansehnliche Geldsumme bei sich hatte, entkam durch diesen Einfall der Gefahr.

Über die in Bochum errichtete Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer

Es ist vielleicht in dieser Provinz noch nicht allgemein bekannt, daß in Bochum schon seit einigen Jahren, sich ein Institut zur Erziehung junger Frauenzimmer befinde, welches die auffallendsten Vorzüge vor andern dieser Art hat und ein besonderes Lob verdient.

Es ist von dem hiesigen evangelischlutherischen Prediger, Herrn Natorp errichtet. Der Zweck dieser Anstalt ist, die jungen Frauenzimmer zu ihrer künftigen Bestimmung als gute Hausmütter, geschickte Wirthinnen, kluge Gattinnen und vernünftige Erdbürgerinnen zu bilden. Sie werden, unter beständiger Leitung, abwechselnd, zur Aufsicht über die Küche und andere Haushaltungsgeschäfte angeführt; im Stricken, Nehen, Broderie-, Tambour- und anderer Nadelarbeit, welche Bedürfniß, Vergnügen und Mode erfordern, unterrichtet; durch zweckmäßige Übungen zum Nachdenken und richtigen Urtheilen angeleitet; im Recht- und Schönschreiben erhalten sie Unterricht. Aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung und Weltgeschichte werden ihnen die nöthigen Kenntnisse mitgetheilt; zur Bildung der Sitten und des feinen Umgangs mit andern, werden sie in und ausser dem Hause in Gesellschaften geführt, wo Vergnügen mit Nutzen verbunden ist, und zwar unter beständiger genauer Aufsicht; denen, welche es verlangen, wird in der Französischen Sprache, wie auch im Rechnen, Tanzen, Zeichnen und in Musik Unterricht gegeben. In allem wird die strengste Ordnung gehalten und keine Stunde des Tages, selbst diejenigen nicht, welche zur Erholung bestimmt sind, darf ohne Nahrung für Geist und Herz verfließen und ungeheuchelte Gottesfurcht, nicht mit Bigotterie vermengt, wird ihnen dabei empfohlen.

Eine ausgesuchte Frauenzimmer-Bibliothek für Naturkunde, Erdbeschreibung u.s.w. und die schönsten neuen Schriften zur Bildung des moralischen Charakters; ein

nicht unbeträchtlicher Apparat physikalischer Instrumente, Landcharten, Zeichnungen, Modelle, Kupferstiche und andere zum Unterricht dienende Bedürfnisse sind vorhanden. Kurz, der würdige und gelehrte Herr Pastor Natorp und dessen rühmliche Gattin sparen, wie jeder gestehen muß, der das Institut kennt, weder Kosten noch Mühe, alles zu leisten, was in andern Anstalten dieser Art gewiß mit wenigerer Sorgfalt geleistet wird. Und was die äussere Pflege in gesunden und kranken Tagen betrifft, so kann ich versichern, daß leibliche Eltern nicht zärtlicher für ihre Kinder besorgt seyn können, als der Herr Pastor Natorp und besonders die Frau Pastorinn, welche seltene Klugheit und Kenntnisse mit reiner Tugend und dem liebreichsten und gütevollsten Herzen vereinigt, für ihre Zöglinginnen sind.

Da ich das Institut genau kenne und mich mit jedem Gutdenkenden für den Flor desselben interessire, so kann ich ohne Schmeichelei und mit völligster Gewißheit behaupten, daß es Eltern nie gereuen werde, ihre Töchter demselben anvertraut zu haben, und daß sie die zum Bau des künftigen Glücks ihrer Kinder aufgewandte Kosten reichlich erstattet sehen werden, wenn sie ihre Töchter dereinst so schön und trefflich gebildet aus dieser Erziehungsanstalt zurück erhalten.

Für Logis, Kost und Unterricht werden halbjährig 75 Rthlr. und für monatlichen Unterricht im Französischen 1 Rthlr., für Unterricht in Musik gleichfalls soviel, und fürs Zeichnen, Tanzen und Rechnen auch verhältnißmäßig bezahlt. Noch einige andere nicht sehr beträchtliche Nebenausgaben sind in einer besonders gedruckten Schrift näher bestimmt. [...]

Das Westfälische Süderland

Was die Landwirthschaft in einigen schlechten Gegenden von Deutschland ist, und was dieselbe werden könnte; in besonderer Rücksicht auf die südlichen Theile der Königlich-Preußischen Grafschaft Mark und des churkölnischen Herzogthums Westfalen, sowie des östlichen Theils des churpfälzbayerischen Herzogthums Berg und der angränzenden Ländern.

Die Land- und Bauergüter in den berührten Gegenden bestehen aus drey Haupttheilen: Land, Wiesen und Büschen, nebst einem kleinen Theile Hausbaumhofes und Gartens. Um dem Publikum zu zeigen, daß diese Güter mehr als doppelt so hoch, wie bisher geschehen, benutzt werden können, ist der Zweck gegenwärtiger, gleichwohl noch sehr mangelhaften Abhandlung.

Wir wollen ein Gut vor uns nehmen, welches 200 Sechzige Land, 40 Sechzige Wiesen, etwa 200 Sechzige Büsche, nebst etlichen Sechzigen Baumhof und Gemüsgarten enthält.

Ein Sechzig ist 60 Fuß lang und breit, enthält also 3600 gevierte Fuße. Auf einem solchen Gute werden gewöhnlich 5 Kühe, 2 Rinder, die im 2ten Jahre, und 2 Kälber, die im 1sten Jahre gehen, gehalten. Von dem Viehe werden alle Jahre höchstens 200 einspännige Karren Mist oder Dünger gemacht; die Einstreu wird aus den Büschen genommen, das abgefallene Laub wird bei trockenem Wetter aufgeharket und zur Winterstreu auf einen besondern Behälter geschaffet; des Sommers wird Heid gehacket und eingestreuet. Es ist fast überall der Brauch, daß man Eins aufs Andere streuet, bis daran der Mist zur Düngung ausgefahren wird.

Mit diesen 200 Karren Mist werden jährlich im Monat May 4 Sechzige zu Kartoffeln, ferner im Monat July 6 Sechzige zu Rüben und 10 Sechzige im October zu Roggen gedünget, sobald die Kartoffeln und Rüben geärndtet sind,

wird dieses Land ebenfalls mit Roggen besäet, also jährlich ein Zehnttheil des Landes frisch gedünget und zur Roggen-saat benutzt. Wenn nun in dem darauf folgenden Jahre der Roggen abgeärndtet ist, so bleibt das Land durch den Winter bis ins folgende Frühjahr liegen, sodann wird dasselbe ein Mahl gebauet, und in demjenigen Theil, wo die Rüben gestanden haben, etwas Leinsamen, welcher durchgängig gut geräth, jedoch nur zum nöthigen Gebrauche für die Haushaltung gesäet; das übrige Roggenland wird in diesem und noch zwey folgenden Jahren jedes Mahl mit einem Bauen zur Habersaat bestellt.

Solchergestalt hat ein Ackersmann auf seinem Gute 10 Sechzig mit Rüben und Kartoffeln, 20 Sechzig Roggen- und 60 Sechzig Habersaat an der Erde, (das Bischen Leinsaat ist nicht der Rede werth, in Anschlag zu bringen) die übrigen 110 Sechzig bleiben sodann brach, oder, wie hier der Landmann sagt, dreisch liegen, und werden des Sommers zur Viehweide gebraucht. Das oben gedachte Vieh wird, wie gesagt, auf dem Brachlande geweidet, zu Nacht und Mittags eingestallet, den Sommer durch aus den nächstgelegenen Wiesen mit Gras und Grumet und zur Herbstzeit mit Rübenkraut gefuttert. Das Heu und Grumet aus den Wiesen, welches nicht grün verfuttert worden ist, wird getrocknet und muß nebst dem Stroh und Rüben das Winterfutter ausmachen, wobey das Vieh bey offenem Wetter in die Büsche getrieben wird, um auch allda noch einige Nahrung zu suchen.

Hiebey muß noch angemerket werden, daß einige Bauerleute das Dreisch- oder Brachland vor der gedüngten Roggensaat ein, einige auch zwey Jahre mit Haber besäen, und auch vor der Kartoffel- und Rübensaat ein Jahr, wogegen dann das Land nach der Roggensaat nur zwey Jahre mit Haber besäet und geärndtet wird. Einige Bauerleute oder Landwirthe fahren auch den Mist, welcher in den Ställen und auf dem Hofe vorfällt, im Monat März ganz

oder zum Theil auf das älteste Brach- oder Dreischland, bauen denselben unter, und säen 2 oder 3 Jahre Haber darin; natürlich werden dadurch die Kartoffel-, Rüben- und folgende Roggen- und Haberstücke dafür desto kleiner; es läuft aber alles ungefähr auf obiges Eintheilen hinaus. Bey einer solchen Einrichtung eines Gutes von dieser Größe käme die Benutzung folgender Gestalt heraus: Da jährlich 2 Stück jungen Viehes angezogen werden: so sind dagegen auch 2 Kühe abständig. Diese angeschlagen zu 50 Rthl.

Jede der angenommenen 5 Kühe ist, eine in die andere gerechnet, in der besten Zeit täglich auf $\frac{1}{2}$ Pfund Butter anzuschlagen, da aber die Abnutzung in 300 Tagen allmählich abnimmt: so fällt auf jede Kuh jährlich 75 – mithin von den 5 Kühen 375 Pfund Butter; jedes Pfund zu 12 St. Macht 75 Rthl.

Ferner werden von den 4 Sechzigen Kartoffelland jährlich 16 Malter Kartoffeln ohne die Setzlinge geärndtet, jedes Malter zu 2 Rthl., macht zusammen 32 Rthl.

Weiter werden noch von 20 Sechzigen Roggenland 20 Berl. Scheffel ohne die Aussaat geärndtet, pr. Scheffel zu 2 Rthl. Macht 40 Rthl.

Endlich kann das Mittel von den 60 Sechzigen guten und schlechten Haberlandes zu 90 Berl. Scheffel, nach Abzug der Saathaber, und diese pr. Scheffel zu 1 Rthl. Angeschlagen werden, macht 90 Rthl.

[Summe] 287 Rthl.

Der jährliche Ertrag eines solchen Gütchens bestünde also in 287 Rthl., ohne einige Kleinigkeiten mit in Anschlag zu bringen. Dieses ist gewiß die höchste Benutzung eines Gutes von dieser Gattung; unter 10 werden es kaum 3 so hoch, wie angegeben, bringen. Und dieses ist ja nicht als reine Ausbeute anzusehen, denn es müssen Jahr aus und ein ein Mann und eine Frau darauf arbeiten, auch muß noch

einiges Zug- und Ackerwerk mit Pferden oder Ochsen verrichtet werden, welches wir Kürze halber zwar bemerken, aber nicht in Anschlag bringen wollen.

Wir wollen jetzt gleich zu einer bessern Benutzungsart übergehen, und sehen, was ein solches Gut bey einer ordentlichen Stallfütterung einbringen könnte. Angenommen, daß auf einem, oben zur Norm gesetzten Gute Jahr aus und ein zehn Stück milchgebende Kühe unterhalten werden können, welche auf dem Stalle stehen und nur täglich ein Mahl zur Erfrischung auf den Hof gelaßen werden, dann bin ich überzeugt, daß dieses Vieh bey nöthiger Einstreue 500 einspännige Karren Dünger machen kann. Nun werden die sämtlichen 200 Sechzige Land in zehn Schläge oder Theile eingetheilet, so daß jeder Theil 20 Sechzige groß wird. Der erste, und sofort alle Jahre der nächste Theil wird im Monat August gut gebauet, tüchtig geeget, mit 200 Karren Mist gedünget und mit Rübsaamen besäet; im folgenden Jahre wird der gewachsene Rübsaamen geärndtet, darauf gleich wieder gebauet, mit Haber und untermengten Wicken besäet und tüchtig geeget, die sodann schnell heranwachsenden Haber und Wicken zum Theil grün verfuttert und zum Theil zu Winterfutter getrocknet. Im zweyten Jahre wird dieses Stück im März gebauet, wieder mit Haber und Wicken besäet und eingeeget; diese Haber und Wicken werden sodann im Monat Juny oder früher zum Theil grün verfuttert und zum Theil zum Winterfutter getrocknet. Im Monat July wird dieses Land wieder gebauet, rechtschaffen geeget, und mit etwa 4 Karren Kalk, welcher vorher mit alter Heide zergangen ist, überfahren; sodann mit ordinaiem Rübsaamen besäet, und noch mit 100 Karren Mist überdünget. Das Rübenkraut wird in den Monaten October und November grün verfuttert, die Rüben werden aber, wie gewöhnlich, zum Winterfutter so viel wie möglich aufbewahret. Im dritten Jahre wird dieses Land, so bald die

Habersaat verrichtet ist, im Monat May gebauet und mit Kartoffeln besetzt und nochmals mit 100 Karren Mist gedünget, die Kartoffeln gut bearbeitet, und auf den Herbst mit reichem Segen geärndtet. Im vierten Frühjahre wird das gewesene Kartoffelland gebauet, mit Haber besäet, eingegget, sodann auf diese 20 Sechzige 40 Pfund guten Kleesaamens gesäet und mit verkehrter Egge überfahren; diesen Sommer durch wird der Haber und mitunter der kommende Klee theils grün verfüttert und auch zum Winterfutter getrocknet. Im späten Herbste, wenn alles abgeärndtet ist, wird dieses nunmehrige Kleeland mit 5 Karren Kalk, welcher mit alter Heide zergangen ist, überfahren, und also das fünfte und sechste Jahr zum Kleestücke gebraucht, theils grün abgefüttert und theils zum Winterfutter getrocknet. Noch im sechsten Spätjahre wird das älteste Kleestück gebauet und recht klar gegget, mit Roggen besäet und mit 100 Karren Mist überfahren und gedünget; demnächst im siebenten Jahre Roggen davon geärndtet. Dieses gewesene Roggenland wird nach der Ärndte gebauet, bleibt aber den Winter auf Furchen liegen, und wird im Frühjahre, so bald als möglich, tüchtig gegget, alle Quecken, Stoppeln und rauhes Zeug zusammengescharret und verbrannt, als dann nochmals gebauet und gegget, das sich dann wieder findende rauhe Zeug abgeharket und verbrannt, folglich dieses Land recht klar und klein gearbeitet, alsdann mit gutem Leinsaamen besäet, und also im achten Jahre Flachs davon geärndtet. Im neunten und zehnten Jahre wird dieses Land jedes Mahl mit Haber besäet, welcher schön darauf wachsen wird. Nach Umlauf von 10 Jahren hat also ein solcher Gutsbesitzer jährlich folgende Fruchtstücke auf seinem kleinen Landgütchen: 20 Sechzige Rübensaat, und im Nachsommer Haber mit Wikken untermenget; 20 Sechzige, im Frühjahr Haber und Wicken, und im Nachsommer und Herbst Rüben, 20 Sechzige Kartoffeln; 20 Sechzige Haber zum Futter mit etwas Klee, 40 Sechzige puren Klee, 20

Sechzige Roggen; 20 Sechzige Lein- oder Flachsstücke; 40 Sechzige gute Habersaat. Man darf also gewiß annehmen, daß von den angegebenen Klee-, Haber- und Wicken-Stücken, mit den Rüben und dem Heu und Grumet aus den Wiesen zehn Stück milchgebende Kühe das ganze Jahr durch recht und gut gefüttert werden können, und folglich alles Stroh zur Einstreue gebraucht werden kann. Nun sind wir auch im Stande, die Benutzung eines auf solche Art in Cultur gesetzten Gütchens zu berechnen, als:

Die angenommene 10 Stück milchgebende Kühe, welche nun mit vielem, recht gutem Futter ausgefüttert werden können, geben jede, in der besten Zeit, täglich ein Pfund Butter; da dieses nun ebenfalls, wie oben bey der gemeinen Verfahrens-Art gemeldet ist, immer abnimmt, so hat man täglich auf jede Kuh $\frac{1}{2}$ Pfund zu rechnen; dieses macht von 10 Kühen in 300 Tagen oder in einem Jahr 1500 Pfund Butter, jedes Pfund zu 12 Stüber angeschlagen, macht 300 Rthl.

Auf dem 20 Sechzig großen Saatstücke kann bey mittel-mäßigem Gerathen 30 Berl. Scheffel Saat wachsen, jedes Scheffel zu 10 Kannen Öl, und jede Kanne zu 30 Stüb. (kostet jetzt 40 Stüb.) gerechnet, macht jedes Scheffel 5 Rthl., also 30 Scheffel 150 Rthl.

Ferner von 20 Sechzigen Kartoffelland 80 Malter Kartoffeln, ohne die Setzlinge, pr. Mltr. 2 Rthl., macht 160 Rthl., Roggen von 20 Sechzigen, wie oben 40 Rthl. Das 20 Sechzig große Lein- oder Flachsstück kann bey mittel-mäßigem Gerathen 300 Pfund rein gehecheltes Flachs, jedes Pfund zu 48 Loth (wie solches hier zu Lande von den Bauerleuten gewogen wird) beybringen, jedes Pfund zu 24 Stüber gerechnet, macht 120 Rthl.

Den Leinsaamen u. den Werch rechne ich vor der Hand gegen die Aussaat und Arbeit.

Von den 40 Sechzigen guten Haberlandes setze nach Abzug der Aussaat 80 Scheffel, pr. Scheffel 1 Rthl., macht 80 Rthl. [Summe] 850 Rthl.

Solchemnach ist auf dem nämlichen Gütchen, welches nach der bisherigen Verfahrensart nur 287 Rthl. für die Bearbeitung, Zinsen und Abgaben abwerfen konnte, nach meiner angegebenen Methode 850 Rthl., folglich 563 Rthl. mehr herauszubringen. Es muß hiebey aber noch bemerkt werden, daß das Gütchen, nach der alten Cultur, nur zwey Arbeiter, eine Manns- und eine Frauenperson bedurfte, dagegen bey der neuen Cultur zwey Manns- und zwey Frauenpersonen erforderlich seyn möchten. Wenn ich nun für diese beyde zugegebene Personen an Kost und Lohn 150 – nicht weniger für die mehrere Ackerarbeit, für Kalk, Haber, Wicken und Kleesaat zu Futterkräutern 63 Rthl. ansetze: so bleibt doch noch immer 350 Rthl. mehr bey der neuen, als bey der alten Methode übrig. Ein jeder, der nur etwas in den Eingangs bemerkten Gegenden bekannt ist, wird mir Beyfall geben, daß nach der neuen Methode die angegebenen 850 Rthl. eben so gut, ja noch besser, als bey der alten die 287 Rthl. herauszubringen sind.

Es würde also die Mühe reichlich lohnen, wenn die Güterbesitzer, groß und klein, die alte Methode nach und nach (mit einem Mahle geht es nicht an) verließen, und die angegebene neue Methode der Cultur auf ihren Gütern und Gütchen einführten, und ich bin gewiß überzeugt, daß sich Segen und Wohlstand über den Landmanns- und Bauernstand ansehnlich verbreiten würde. Ich weiß zwar wohl, daß sich mehrere einsichtsvolle Ökonomen die Mühe gegeben haben, den Kleebau und die damit verbundene Stallfütterung ins Licht zu setzen und anzupreisen; meines Wissens aber hat noch niemand den Unterschied der alten und neuen Methode gegen einander gesetzt und recht begrifflich gemacht. Ich weiß auch wohl, daß dieser Aufsatz, welcher nur als Probe für den (Westfälischen Anzeiger;

Anm. Hanke) bestimmt ist, bey weitem nicht alles enthält, was in seinem ganzen Umfange davon gesagt werden kann. Ich wollte nur meine lieben westfälischen Landsleute auf diese so sehr interessante Sache durch diesen kleinen Fingerzeig recht aufmerksam machen.

Sollte es in der Folge mehreren Landwirthschafts-Freunden gefallen, mich entweder öffentlich oder unter der Hand dazu aufzumuntern: so bin ich erböthig, eine mittelmäßig starke Abhandlung über den kürzlich berührten Gegenstand herauszugeben, und die Sache dem Landmanne, so viel mir möglich ist, recht begreiflich zu machen. Ich zweifele nicht, daß sich doch einige Landleute finden, die das Eis brechen, den alten Vorurtheilen Trotz bieten und die Sache in Gang bringen werden.

Von der Bereitung der Rumfordschen Suppe

Vorrede

Die Veranlassung zu der gegenwärtigen Schrift, welche man doch nicht für überflüssig halten wird, obgleich schon Manches über die Rumfordschen Suppen geschrieben ist, war folgende:

Seit etlichen Jahren waren in der Grafschaft Mark und angränzenden Gegend Diebstahl, Einbruch, Raub und Mord so häufig, dass fast keine Nacht verging, in welcher nicht, bald hier, bald da, ein Verbrechen ausgeübt wurde, wofür der Menschheit schaudert. Palliativmittel, welche angewandt wurden, halfen nichts, sondern sie machten das eingerissene Übel nur ärger. Der weise und gute König Friedrich Wilhelm der Dritte nahm sich endlich seiner Untertanen an. Um die Quelle der Räuberei zu verstopfen und das Uebel gänzlich auszurotten, wurde im Herbste des Jahres 1801 in der Stadt Bochum eine Immediatsicherheits-

kommission angestellt, welche der Herr Generalmajor von l'Estocq, der Geheimeeregierungsrath von Bernuth, der Herr Kriegs- und Domänenrath von Ammon und der Herr Assessor von Krause leiteten. Ein hinreichendes Korps von Feldjägern wurde zur thätigen Ausführung der guten Sache zugleich, theils in Bochum, teils in der umliegenden Gegend einquartiert. In kurzer Zeit hatte man schon eine große Zahl von Verbrechern und Vagabunden ertappt. Sie wurden in den Gefängnissen, welche sich unter und in dem Königlichen Rentheihause zu Bochum befinden, verwahrt, und daselbst, wie noch jetzt immer, militärisch bewachtet. Der Lohn ihrer schwarzen Thaten wird nun bald entschieden werden. Der rastlose Eifer und die Klugheit, mit welchen alle zur gedachten Sicherheitskommission gehörigen Herren, sowie auch das Militairkorps bisher verfahren haben und noch verfahren, ist ohne Beispiel – und seit der Zeit hört man in unseren Gränzen nichts mehr von Verbrechen, welche vorher alltäglich und allnächtlich waren; Jeder schläft nun des Nachts ruhig und wandelt bei Tage ohne Furcht.

Die Menge der Inhaftierten erforderte zu ihrem täglichen Unterhalt große Kosten. Ich schlug die Rumfordsche Suppe vor, verfertigte einen fürs Lokale passenden Ansatz und reichte solchen der Sicherheitskommission ein. Es wurde davon so fort Gebrauch gemacht, und derselbe noch jetzt immer fortgesetzt. Man erspart seitdem täglich für jeden Inhaftierten an anderthalb Gutegroschen.

Diesen Aufsatz theile ich, jedoch vollständiger, als er in seinem ersten Entwurf war, hier nun mit.

Bochum im Augustmonate 1802

D. C. A. Kortum

§1

Die Rumfordsche Suppe, deren wohlthätiger Erfinder sich bei jedem Menschenfreunde ein bleibendes Verdienst erworben hat, hat vor allen andern bisher bekannten

Nahrungsmitteln vier Hauptvortheile. Sie ist 1) gesund, 2) nahrhaft, 3) schmackhaft, 4) sehr wohlfeil.

§2

Sie hat ihren Namen von dem Grafen Rumford, einem Engländer, welcher sie im Jahre 1798, in seinen politischen, ökonomischen und philisophischen Versuchen, in englischer Sprache zuerst beschrieb. Deswegen wird sie auch oft mit dem Namen der Englischen Suppe benannt.

§4

Auch ich habe über die Bereitung dieser der armen Menschheit wichtigen Suppe nachgedacht, und werde in dieser kleinen Schrift die Resultate mittheilen. Sie sind eben nicht so geringfügig, als sie vielleicht Manchem scheinen möchten. Meine Vorschläge zur Bereitung sind leicht ausführbar und besonders auf die Grafschaft Mark berechnet, woselbst grade jetzt, da ich diesen Aufsatz schreibe, alle Lebensmittel außerordentlich theuer sind. [...]

§7

Ein zusammengesetztes Nahrungsmittel, das aus lauter notorisch gesunden Bestandtheilen besteht, welche täglich ohne Nachtheil, für sich allein genossen werden, wird also auch nicht anders als gesund sein können. Indessen hat auch die Erfahrung schon solches von der rumfordschen Suppe bestätigt. In München, Prag, Hamburg, Leipzig und mehr großen Städten, wo diese Suppe schon seit Jahr und Tag den Armen zum Besten bereitet und ausgetheilet wird, haben sich, den sichersten Nachrichten zu folge, alle Diejenigen bisher wohl und gesund befunden, welche sie als tägliche und einzige Kost aßen. Im Zuchthause zu Glücksstadt, wo seit $\frac{3}{4}$ Jahren die Suppe eingeführt war und welche stets eine Anzahl von 140 Personen im Durchschnitt enthält, ist in diesem Zeitraume kein einziger

gestorben und nur sehr wenige sind aus andern Ursachen erkrankt. (S. Halle's neufortgesetzte Magie 1802. Seite 533.) Auch in Bochum, woselbst den seit $\frac{3}{4}$ Jahr eingekerkerten vielen Verbrechern und Vagabunden, deren Zahl zuweilen an 70 sich erstreckte, die Rumfordsche Suppe, nach meinem Vorschlage, schon seit geraumer Zeit gereicht wird, befinden sich alle gesund und wohl und noch kein einziger von ihnen ist gestorben, noch eigentlich krank gewesen. Zur Erhaltung der Gesundheit der hieselbst Verhafteten, dienen zugleich die anderweitig vortrefflich Anstalten der auf königlichen Befehl angeordneten Sicherheitskommission, welche dafür sorget, dass die Gefängnisse täglich gereinigt und geräuchert und die Schlafmatratzen oft gelüftet werden. Auch werden die Gefangenen bey guter Witterung, unter hinreichender Wache, oft in freyer Luft spazieren geführt und ein eigener Wundarzt ist angeordnet, welcher auf die Gesundheit derselben Acht gibt. [...]

§11

Es gibt aber noch mehrere wohlfeile Dinge, womit man zur Beförderung des gewürzhaften Wohlgeschmacks bei der Bereitung der Suppe wechseln kann. Ich schlage dazu vor: etwas braun geröstetes Weizenmehl, Sauerampfer, Selery, besonders zerhackte oder zerriebene Meerrettichwurzeln. Diese letzteren haben den großen Nutzen, dass sie zugleich vor Skorbut sichern. Zu dieser bösen Krankheit sind vorzüglich die in Kerkern eingesperrten Personen höchst geneigt, als welche in einer mit beständigen faulen Dünsten geschwängerten Luft vegetiren und keine hinreichende Körperbewegung haben, auch meist traurig und melancholisch sind; lauter Ursachen welche den Skorbut erzeugen können. Auch Menschen aus den untern Volksklassen, welche größtentheils in kleinen Hütten wohnen, worin die Luft nicht gehörig erneuert werden kann, und wo sie oft mit ihrem Vieh in einem traulichen schmutzigen Zirkel

beisammen leben, dabei noch geringe und ungesunde Kost genießen, bekommen diese Krankheit oft. Der Meerrettich wird der Suppe erst alsdann zugethan, wenn sie schon gahr und fertig ist; denn seine gewürzhafte Kraft ist sehr flüchtig, und würde beim Kochen verschwinden. Statt des Meerrettichs können auch zerhackte Rettiche, oder ein paar Löffel voll Senf, oder auch etwas Kresse genommen werden. Die wilde oder Brunnenkresse, welche man umsonst haben kann, da sie fast überall in den Sümpfen und stehen Wässern wächst, wäre als antiskorbutisches Mittel, welches der Suppe auch keinen üblen Geschmack gibt, besonders zu wählen. Andere Kräuter, z.B. Majoran, Salbei, Isop, Quendel, Raute und dergleichen, welche zum Theil von anderen als Zuthat zur Rumfordschen Suppe vorgeschlagen werden, geben derselben einen zu starken Arzneigeschmack, der den Essenden zuwider ist. Einige Gemüse können aber wohl der Suppe zur Abwechslung beigemischt werden, z.B. zerschnittene Rüben und Möhren; am Besten aber verträgt sich das Sauerkraut damit und es macht manche andere Zutat entbehrlich. [...]

§14

Das Rumfordsche ursprüngliche Suppenrezept enthält eigentlich weder Fett noch Fleisch; indessen schlug der Erfinder doch als Verbesserungsmittel und zur Abwechslung, vor, zuweilen etwas Speck, Bücklinge, und dergleichen, beyzufügen. Andere raten eine Zutat von Butter; dieses möchte aber wohl zu kostbar seyn. Andere mischen zerhacktes rohes Fleisch bey und zwar wählen sie hierzu die Rindsnieren, als ein wohlfeiles Fleisch; der starke urinhafte Geschmack, welchen die Suppe davon bekommt, könnte aber nicht einem jeden behagen. Nach meinen Vorschläge können weit bessere und zugleich auch wohlfeile Zuthaten aus dem Thierreiche genommen werden, wenn die Suppe zur Abwechslung etwas animalisches haben soll.

§15

Schaafs- Kälber- und Rinderfüsse enthalten viel Gallerte und zugleich etwas Mark oder Fett. Man reinige sie vorher wohl, zerschlage sie etwas und koche die entweder für sich allein, oder zur Ersparung der Mühe zugleich mit den Erbsen. Dann nehme man sie vorsichtig heraus, damit keine Knochensplitter zurückbleiben, löse das Fleisch oder die Sehnen völlig ab, zerhacke solches und mische es der Suppe bey. Je frischer die Thierfüsse sind, desto besser ist es. Man kann sie zwar nicht immer in hinreichender Menge für viel Personen haben, ausser etwa zur Schlachtzeit der Kälber im Frühjahr und der Kühe im Herbst; es gibt aber ein wohlfeiles Mittel, besonders die Kuhfüsse eine geraume Zeit gut zu erhalten. Man legt sie nemlich in saure Molcken oder Wattich, welche zuweilen frisch aufgegossen werden muß; hiervon halten sie sich ebenso lange unverdorben, als wenn sie in Essig gebeizet würden.

§16

Oder, man nehme die frischen Därme von Kälbern oder Schaafen, reinige sie und wässere sie einige Stunden lang wohl aus, zerhacke sie alsdann und lasse sie mit den Erbsen oder der Gerste zugleich kochen. Dieses ist ein wohlfeiles Fleisch; der Schlächter wirft es gewöhnlich weg. Demohngeachtet ist daran nichts eckelhaftes; es wird vielmehr oft als Kaldaunengericht, selbst an Tafeln der Vornehmen, mit Appetit gegessen.

§17

Oder, man nehme ein Paar Heringe. Es können alte überjährige und von der schlechten Sorte, die man Wrack nennt, seyn. Diese kosten, wie bekannt ist, wenig, besonders wenn sie tonnenweise eingekauft werden. So wie sie aus der Salzlauge kommen, zieht man sie ab und lässt sie ganz und unzerschnitten, sammt ihrem Eingeweide mit der Erbsenbrühe kochen. Wenn sie weich sind, nimmt man sie

mit einem breiten Löffel heraus, löset das Fleisch von den Gräten und wirft diese nebst dem Kopf und dem Schwanz weg. Das Fleisch und allenfalls auch das Eingeweide wird der Suppe wieder beygemischt. [...]

§19

Das Verfahren beim Kochen der Rumfordschen Suppe, besonders wenn es im Großen geschehen soll, ist folgendes: Drey Töpfe oder Kessel werden erfordert; ein großer und zwey kleinere. Es muß gesorgt werden, dass man sie immer, so oft sie gebraucht worden, wieder reinige.

In den großen Kessel oder Topfe wird die Gerstengraupe mit einer hinreichenden Menge Wassers gethan und zwar am Abend vorher, wenn des Morgens die Suppe gekocht werden soll; damit die Graupe desto besser erweicht und auflösbar gemacht werde.

Wählt man anstatt der Graupe, das Gerstenmehl, so bedarf es solcher Einweichung nicht.

In dem einen kleinern Kessel tut man die Erbsen; in dem andern die Erdäpfel, mit hinreichendem Wasser.

Jedes muss besonders, oder für sich alleine kochen. Die Suppe geräth alsdann besser, als wenn die Ingredienzien alle, oder zwey derselben zusammen in einem Topf gekochet werden. Denn eines wird nicht so schnell gahr als das andere; die Mühe bey dem Umrühren bey so großer Quantität würde auch zu schwer seyn.

Durch öfteres Umrühren mit einem Löffel oder Rührholze, muß sorgfältig vermieden werden, dass die Gerstengraupe oder das Gerstenmehl nicht anbrenne, sondern sich wohl zertheile.

Am Anfange des Kochens und am Ende desselben ist das beständige Umrühren am nöthigsten. Je langsamer die Gerstensuppe wallet, desto besser ist es.

Wenn die Gerstengraupe oder das Mehl ganz aufgelöset ist und mitlerweile auch die Erbsen zerkoht sind, so werden

die Erbsen sammt ihrer Brühe, zum Gerstenschleim in den großen Kessel geschüttet, so wie auch die zerriebene Erdäpfel und alsdann rühret man alles wohl durcheinander.

Soll Fleisch zur Suppe kommen, so kann solches zerhackt, zugleich anfangs in den großen Kessel, worin die Gerste gekocht wird, oder in den Kessel bey den Erbsen getan werden.

Die Mischung von Gerstenschleim, Erbsen und Erdäpfeln u.s.w. wird noch beständig umgerührt und jetzt, da beinahe alles gahr ist, werden das Salz, die Zwiebeln, Selery, Petersilie, Aepfel, alles wohl zerhackt, oder Pfeffer, Essig, und was man sonst zur Abwechslung für gut befindet, beygemischt.

Wird die Suppe zu dick, so gießt man siedendes Wasser allmählich hinzu, bis die gehörige Konsistenz da ist, welche breyartig seyn muß.

Das geröstete Brot darf nicht mit kochen, sondern man wirft es erst alsdann portionenweise auf den Boden des Gefäßes, worin die Suppe bei der Austheilung jedem gereicht wird.

Die Portion für jeden kann mit einem großen hölzernen Löffel, oder durch das Maaß des Gefäßes, worin die Suppe gegeben wird, bestimmt werden. [...]

§26

Die Rumfordsche Suppe,
wie sie in Bochum nach meinem Vorschlage eingeführt ist.
Zu 50 Personen.

Pfund	Loth		Stüber	Pfennig
3	10	Gerstenmehl	11	2
16	22	Erdäpfel	8	-
3	10	gemahlne Erbsen	12	-
3	-	Stark geröstetes Brot	9	-
-	12	Salz	1	1
Vier überjährige Heringe			3	-

(preuß. Pfund = rd. 470 g / preuß. Loth = rd. 15 g) [...]

§30

Ich schließe mit dem Wunsche, dass dieser Aufsatz, welcher von der hochlöblichen in Bochum niedergesetzten Sicherheitskommission den hohen Beifall erhalten hat, und wovon, seit meiner Einreichung desselben, bei den vielen inhaftierten Verbrechern ein glücklicher Gebrauch gemacht wird, auch anderweitig zum Nutzen der armen und nothleidenden Menschen gereichen möge.

Einfälle in frohen Stunden, im Kreise seiner
Freunde

[Auszüge]

Die Boutrimes entstunden, ebenso wie die Räthsel, im Zirkel einiger Freunde, denen ich die Wahl lies, welche Endworte sie mir geben wollten, um daraus, aus dem Stegreiffe, einige Mal etwas Zusammenhängendes zu machen. Daß man also keine Meisterstücke hier fordern könne, versteht sich von selbst. [...]

Räthsel

II.

Ich diene dir in der Hungersnoth,
Ich gab Dir Nahrung, Kraft und Brod,
Doch wirfst du bald mich in den Koth.
Als Schmutz und Abscheu lieg ich hier,
Doch suchst du wieder mich herfür,
Um Nahrung zu verschaffen dir.

(Stroh: Brotzusatz in Nahrungskrisen, Mist, Dünger)

III.

Wir wünschen uns es alle
Bis sie uns einst begraben,
Doch haben wir's nicht gerne,
Und wenn wir's einmal haben,
(Wird es gleich täglich schlimmer:)
Verlangen wir's noch immer.

(Das Alter)

IX.

Ich rede oft und viel,
(zwar mangelt mir der Mund,)
Und mache Lügen bald,
Und bald die Wahrheit kund.
In Ost und West und Süd
Und Nord, kurz, überall
In jedem Welttheil fast,
dringt meiner Stimme Schall.
Die Sprache, die ich sprech,
ist schwarz, und weiß mein Leib,
Und manchem dienet sie
Zum guten Zeitvertreib.

(Die Zeitung)

XV.

Vier Beine hab ich zwar,
Und doch kann ich nicht gehen;
Zuweilen siehst Du mich
Nur auf drei Beinen stehen.
Bald bin ich hart, bald weich,
Bald kahl, bald schön geschmückt;
Der schlecht'ste Theil von dir
Wird oft von mir gedrückt.
Im Pallast find'st du mich
Und in den kleinsten Häusern,
Benutzt von Groß und Klein,
Von Bettlern bis zu Kaisern.

(Stuhl)

XIX.

Ich mahle, was du willst,
Mit Farben schön und hell,
Und meine Mahlerey
Ist leicht und treu und schnell.
Die Selbsterkenntnis wird
Zwar gut durch mich gelehrt;
Doch Eigenliebe wird
Auch oft durch mich genährt.

(Spiegel)

XXIV.

Man drückt, man schlägt, man schnürt, man bindet mich,
Und zur Belohnung lehr ich dich.

(Buch)

XLIX.

Du gabst es, gern nahm ich's von dir;
Als ich's genommen, schafft es mir
Nicht Nutzen oder Glück;
Ich nahm es und da hatt' ich es
Doch nicht, ich gab es dir indeß,
auch keinem je, zurück

(Jungfernschaft)

Endreime

[...]

Klug.	-	Pflug.
Feier.	-	Eyer.
Thier.	-	Bier.
Schelle.	-	Felle.
Hund.	-	bunt.
Mäuse.	-	leise.
Tisch.	-	Fisch.
Lippen.	-	Klippen.

1. Das Glück des Landmanns.

Wie selig lebt der Mann,	
Der redlich ist und	klug
Nährt ihn als Landmann nur	
Die Sichel und der	Pflug!
Hält nach der Arbeit er	
Ermüdet seine	Feier,
So schmeckt ihm desto mehr	
Sein Brod und Milch und	Eyer
Auch wohl sein Stückchen Fleisch	
Vom selbst gemäß'ten	Thier,
Und dabey wählt er sich	
Zum Trunk Oktober	Bier.
Er neidet Reiche nicht,	
Lässt Narren ihre	Schelle;
Und packt mit Riesenfaust	
Nie Schwermuth bey dem	Felle.
Sein Weib küsst zärtlich ihn,	
Ihm schmeichelt treu sein	Hund;

Sein Schlafgemach ist zwar	
Nicht von Tapeten	bunt,
Doch nagen seine Ruh	
Auch nie der Sorgen	Mäuse;
Sein Schlaf ist ohne Traum,	
Sein Schlummer sanft und	leise.
Sich immer einerley,	
Bey Arbeit wie beym	Tisch,
Ist er vergnüget, froh,	
Gesund als wie ein	Fisch.
Kein Kummer zeichnend Wort	
Tönt je von seinen	Lippen;
Still fährt sein Lebensschiff	
Ihm drohen keine	Klippen. [...]

Die Jobsiade

[Auszüge]

Leben, Meinungen und Thaten von
Hieronymus Jobs

dem Kandidaten, und wie er sich
weiland viel Ruhm erwarb,
auch endlich als Nachtwächter zu Schildburg starb.

Vor, hinten und in der Mitten
Geziert mit schönen Holzschnitten.
Eine Historia lustig und fein
In neumodischen Knittelverselein

Erster Theil.

Zweites Kapitel.

Von den Eltern unsers Helden, und wie er geboren ward,
und von einem nachdenklichen Traum, den seine Mutter
hatte.

Eh ich weiter gehe, muß ich etwas melden
Von den beiden Eltern unsers Helden,
Auch noch ein oder anders Wort
Von seinem wahren Geburtsort.

Und zwar war es ein Städtlein in Schwaben,
Wo seine Eltern gewohnt haben,
Allda sein Vater Hans Jobs, ohne Gefahr,
Erster ehrwürdige Ratsherr war.

Er war reich, hatte Schafe, Kühe und Rinder,
Auch außer unserm Helden noch viele Kinder,

122

Sowohl von männlich- als weiblichem Geschlecht
Und lebte übrigens schlecht und recht.

Hatte dabei einen kleinen Weinhandel,
War aufrichtig im Leben und Wandel
Und sowohl im Rathaus als daheim fromm,
Dabei auch ein großer Oekonom.

Er war von Religion ein echter Lutheraner
In der Philosophie aber nicht Cartesian- noch Wolfianer,
Weil er überhaupt weder Cartes, Wolf oder Kant,
noch sonst eigentlich Philosophie verstand.

Jedoch hatte er ein wenig studiret
Und ein Jahr lang das Gymnasium frequentiret
Wußte folglich in so weit viel mehr,
Als sonst gewöhnlich ein hochweiser Rathsherr.

Er lieb gerne Dürftigen und Elenden,
Wenn sie etwas hatten zu verpfänden,
Nahm höchstens zwölf Prozent davon
Und war sehr dick und klein von Konstitution.

Aß übrigens und trank nach Appetite
Und bei seinem phlegmatischen Geblüte
Rauchte er manche Pfeife Tabak,
Und fand am Zeitungslesen Geschmack.

Doch oft litte er von überlaufender Galle
An einem starken podagrischen Anfalle,
Doch hinderte ihn dieses niemals nicht,
Zu verrichten als Rathsherr seine Pflicht.

Die Mutter war von ehrsamem Stande,
Die beredtste Frau im ganzen Schwabenlande,
Groß und hager und tugendsam
Und so sanftmütig als ein Lamm.

Doch, wie es in den allermeisten Ehen,
Leider! nicht selten pflüget zu geschehen,
Hatte sie im Hause dann und wann,
Bei Gelegenheit, die Hosen an.

Dies gab nun zwar, wie leicht zu gedenken,
Zuweilen kleine Händel und Gezanken;
Im übrigen aber liebte sich
Dieses teure Paar gar zärtlich.

Sie hatten nun zwar, seit etlichen Jahren,
Die Geburt mehrerer Kinder schon erfahren,
Doch geschah es abermals zur Hand,
Daß sich Frau Jobs wieder schwanger befand.

Als sie nun nach etwa neun Monaten sahe,
Daß die Zeit ihrer Entbindung sich nahe;
So machte gedachte Frau Jobs alsbald
Zur Niederkunft die gehörige Anstalt. [...]

Achtes Kapitel.

Wie die Eltern des Hieronymus mit dem Rektor und mit
andern Freunden zu Rat gingen, was sie aus dem Knaben
machen sollten

Nachdem nun der Knabe achtzehn Jahre
Und noch etwas darüber alt wäre,
Auch wirklich schon eines halben Kopfs
Größer war als der alte Hans Jobs;

Fingen die Eltern an nachzusinnen,
Was nun ferner mit ihm zu beginnen,
Denn es war itzt die höchste Zeit,
Und die Sache von äußerster Wichtigkeit.

Vor allen that man den Rektor fragen,
Was derselbe vom Knaben möchte sagen,
Und wozu er das meiste Geschick
Haben möchte zum künftigen Glück.

Dieser Mann nun wollte nicht heucheln,
Noch die Eltern mit leerer Hoffnung schmeicheln,
Drum sagte er ihnen gleich rund heraus:
»Aus dem Knaben wird nichts Rechtes aus;

Das Studieren ist wahrlich nicht seine Sache,
Drum ist's am klügsten getan, man mache
Einen hiesigen Ratsherrn aus ihm
Oder tu ihn sonst wo zum Handwerke hin.

Ich habe es manchmal in den Schulstunden
Zu meinem höchsten Leidwesen gefunden,
Daß in ihm nichts besonders sitzt,
Welches einem ehrsamem Publiko nützt.«

Diese Rede hat den Eheleuten Jobsen,
Wie leicht zu schließen ist, heftig verdrosen,
Drum hörten sie solche mit Verachtung an
Und hielten den Rektor für'n dummen Mann.

Es wurden nun mehr Freunde zu Rate gezogen,
Und die Sache vernünftig pro et contra erwogen,
Und 's ging in der Versammlung grade so her,
Als wenn der alte Jobs zu Rathause war.

Nemlich, nach etwa drittehalb Stunden
Ward ein Mittel zur Vereinigung funden:
Man stellte weislich auf'n neuen Termin
Die Sache zur nähern Erwägung dahin. [...]

Neunzehntes Kapitel.

Wie Hieronymus zum Kandidaten examiniert ward,
wie es ihm dabei erging.

Indeß ist es beim Entschluß geblieben,
Und nach wenigen Wochen hat man verschrieben
Die ganze hochehrwürdige Klerisei
Zu Hieronymus Examen herbei.

Jedoch, wie ihm ob solcher Gefahr
Des nahen Examens zumute wäre,
Und sein gemachtes ängstliches Gesicht,
Dies alles begreift der Leser nicht.

Es wäre also solches zu schildern vergebens.
Die fürchterlichste Stunde seines Lebens
Nahte nunmehr endlich herzu;
Ach! du armer Hieronymus, du!

Nenne mir nun, Jungfer Muse, die Namen
Der geistlichen Herrn, welche zum Examen
Aus jeder Gegend der schwäbischen Welt
Am bestimmten Tage sich eingestellt.

Der erste war der Herr Inspektor,
In der Lehre stark wie ein andrer Hektor,
Ein stattlicher, dick gebauchter Mann;
Man sah ihm gleich den Inspektor an.

Seine Verdienste schafften ihm diese Würde,
Er trug übrigens seines Amtes Bürde
Geduldig und mit gar frohem Mut
Und aß und trank täglich gut.

Nach ihm kam der geistliche Assessor,
Ein Mann von Person zwar etwas größer,
Doch am Körper und Waden dünn
Und von etwas mürrischem Sinn.

Er triebe nebst der geistlichen Sache
Verschiedene Stücke aus dem ökonomischen Fache
Und trank nur Bier und schlechten Wein,
Denn seine Einkünfte waren klein.

Auch Herr Krager, ein Mann von hohen Jahren,
In den Kirchenvätern sehr wohl erfahren,
Die er, so oft die Gelegenheit kam,
Seinen Satz zu erweisen, hernahm.

Auch Herr Krisch, ein Mann von guten Sitten,
Ungemein stark in Postillen beritten,
Wobei er sich so gut und noch besser befand
Als der beste Pfarrer im Schwabenland.

Auch Herr Beff, ein weidlicher Linguiste
Und in Leben und Wandel ein ziemlicher Christe,
Im Vortrag ein ewiges Einerlei,
Doch niemals gegen Orthodoxei.

Auch Herr Schrei, stark in der Rede,
Weder in Gesellschaften noch auf der Kanzel blöde,
Lebte übrigens munter und frisch
Mit seiner Köchin exemplarisch.

Auch Herr Plotz, ein Mann wie ein Engel,
Er hatte zwar in der Jugend viele Mängel,
Nachdem er aber sein Amt trat an,
Ward er ein frommer, braver Mann.

Er hielte seine hochgeliebte Gemeine
Von allen Lastern und bösem Wesen reine
Und strafte zur Zeit und zur Unzeit
Alle und jede, doch nach Gelegenheit.

Auch Herr Keffer, nie müde in Lehr und Strafen,
Er nahm sich treulich an seiner Schafen,
Doch fände sich in der Herde sein
Mancher hartnäckiger Bock mit ein.

Oft war er, um sie zurechte zu führen,
Er deshalb genötigt zu prozessieren,
Dann er verstand die Jura, in der That,
So gut als der beste Advokat.

Außer diesen obengenannten kamen
Noch mehr geistliche Herrn zum Examen,
Die ich nicht alle Mann für Mann
So gar genau mehr nennen kann.

Als nun die ganze geistliche Schare
Der hochehrwürdigen Herrn beisammen wäre,
So setzten, praemissis praemittendis,
Sich alle um einen großen Tisch.

Hieronymus trat mit Zittern und Zagen
Vor die sämtliche Gesellschaft der weißen Kragen
Und scharrete ihnen demütig den Gruß.
O weh dir! o weh dir! Hieronymus!

Zuvorderst erkundigten die Examinatores
Sich nach seinen bisherigen Sitten und Mores
Und fragten ihn bald, ob er auch hätt'
Ein Zeugnis von der Universität?

Hieronimus, ohne sonderliche Umstände,
Gab das Attest in des Inspektors Hände,
Welcher dasselbe alsbald dann lus;
O weh dir! o weh dir! Hieronymus!

Es war zwar, wie oben schon angeführet,
In Latein und Griechisch konzipieret,
Folglich zu lesen ein schweres Stück.
Doch verstund zu allem Ungelück

Der Inspektor etwas von den Sprachen,
Um hier die nötigste Dolmetschung zu machen;
Dann für jeden andern geistlichen Herr
War die Übersetzung zu schwer.

Damit nun hier nichts möge fehlen,
Will ich dem geneigten Leser erzählen,
Was eigentlich in dem Attestat
Von Wort zu Worte gestanden hat.

Zuerst Name und Titel vom Professor
Und in drei Buchstaben, etwas größer,
Wünschte er, durch L. B. S. dem
Lectori Benevolo Salutem!

»Sintemal und inmaßen drei Jahre
Und einige Wochen hieselbst ware
Herr Hieronymus Jobsius
Als Theologiä Studiosus;

Derselbe aber abzureisen nunmehr
Ernstlich ist gesonnen und dero-
Halben um ein schriftlich Attestat
Mich geziemendermaßen bat.

So habe ich nicht unterlassen können,
Ihme solches schriftliches Zeugnis zu gönnen:
Daß derselbe alle Vierteljahr
Bei mir einmal im Kollegio war.

Ob er sich sonst des Studierens privatim beflissen,
Wird ihm wohl sagen sein eigen Gewissen,
Dann in diesem schriftlichen Bericht
Behaupte und zeuge ich solches nicht.

Und von seinem sonstigen Betragen
Wäre zwar nicht viel Gutes zu sagen,
Allein, die christliche Liebe will,
Daß ich davon hier schweige still.

Übrigens wünsch ich ihm auf alle Weise
Hiedurch eine glückliche Abreise,
Und der gütige Himmel leite ihn
Künftig zu allem Guten hin!

Was man für große Augen gemachet,
Und daß Herr Hieronymus nicht gelachtet,
Als man den Inhalt fand dergestalt,
Ein solches begreifer der Leser alsbald.

Indes ist es für diesmal geschehen,
Daß man die Sache hat übersehen,
Und man redete von dem Attest
Aus christlicher Erbarmung und Liebe das Best.

Dann die Herrn dachten weislich zurücke,
Daß sie auch wohl viele lustige Stücke
Auf Akademien getrieben vordem;
Man schritte also weiter ad rem.

Der Herr Inspektor machte den Anfang,
Hustete viermal mit starkem Klang,
Schneuzte und räusperte auch viermal sich
Und fragte, indem er den Bauch strich:

Ich, als zeitlicher pro tempore Inspektor
Und der hiesige Geistlichkeit Direktor,
Frage Sie: Quid sit Episcopus?
Als bald antwortete Hieronymus:

Ein Bischof ist, wie ich denke,
Ein sehr angenehmes Getränk
Aus rotem Wein, Zucker und Pomeranzensaft
Und wärmet und stärkt mit großer Kraft.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun hub der Assessor an zu fragen:
Herr Hieronymus! tun Sie mir sagen,
Wer die Apostel gewesen sind?
Hieronymus antwortete geschwind:

Apostel nennet man große Krüge,
Darin gehet Wein und Bier zur Gnüge,
Auf den Dörfern und sonst beim Schmaus
Trinken die durstigen Bursche daraus.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun traf die Reihe den Herrn Krager,
Und er sprach: Herr Kandidat! sag er,
Wer war der heilige Augustin?
Hieronymus antwortete kühn:

Ich habe nie gehört oder gelesen,
Daß ein anderer Augustin gewesen
Als der Universitätspedell Augustin,
Er zitierte mich oft zum Prorektor hin.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Krisch ohn Verweilen
Und fragte: Aus wie vielen Teilen
Muß eine gute Predigt bestehn,
Wenn sie nach Regeln soll geschehn?

Hieronymus, nachdem er sich eine Weile
Bedacht, sprach: Die Predigt hat zwei Teile,
Den einen Teil niemand verstehen kann,
Den andern Teil aber verstehet man.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun fragte Herr Beff, der Linguiste:
Ob Herr Hieronymus auch wohl wüßte,
Was das hebräische Kübbuz sei?
Und Hieronymus antwortete frei:

Das Buch, genannt Sophiens Reisen
Von Memel nach Sachsen, tut es weisen,
Daß sie den mürrischen Kübbuz bekam
Weil sie den reichen Puff früher nicht nahm.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun kam auch an den Herrn Schreie,
Den Hieronymus zu fragen, die Reihe,
Er fragte also: Wie mancherlei
Die Gattung der Engel eigentlich sei?

Hieronymus that die Antwort geben:
Er kenne zwar nicht alle Engel eben,
Doch war ihm ein blauer Engel bekannt
Auf dem Schild in der Schenke, zum Engel genannt.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Herr Plotz hat nun fortgefahren
Zu fragen: Herr Kandidat! wie viel waren
Concilia oecumenica?
Und Hieronymus antwortete da:

Als ich auf der Universität studieret,
Ward ich oft vors Concilium citiret,
Doch betraf solches Concilium nie
Sachen aus der Oekonomie.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Keffer, der geistliche Herre,
Seine Frage schien zu beantworten schier schwere,
Sie betraf der Manichäer Ketzerei
Und was ihr Glaube gewesen sei?

Antwort: Ja, diese einfältige Teufel
Glaubten, ich würde sie ohne Zweifel
Vor meiner Abreise bezahlen noch,
Ich habe sie aber geprellet doch.

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Die übrigen Fragen, welche man proponieret,
Lasse ich hier, aus Mangel des Raums, unberühret,
Denn sonst machte das Protokoll
Wohl mehr als sieben Bogen voll.

Sintemal man noch vieles gefraget,
Worauf Hieronymus die Antwort gesaget
Auf obige Weise, Stück vor Stück,
Aus Dogmatik, Polemik und Hermeneutik.

Imgleichen sonst noch manche Sachen
Aus der Kirchenhistoria und Sprachen
Und was man einem geistlichen Mann
Sonstwo zur Prüfung noch fragen kann.

Über alle Antworten des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Als nun die Prüfung zu Ende gekommen,
Hat Hieronymus einen Abtritt genommen,
Damit man die Sache nach Kirchenrecht
In Überlegung nehmen möcht:

Ob es mit gutem Gewissen zu raten,
Daß man in die Klasse der Kandidaten
Des heiligen Ministerii den
Hieronymum aufnehmen könn.

Es ging also an ein Votieren,
Doch ohne vieles Disputieren
Ward man einig alsobald:
Es könne zwar dermal und solchergestalt

Herr Hieronymus es gar nicht verlangen,
Den Kandidatenorden zu empfangen,
Jedoch aus besondrer Konsideration
Wollte man stille schweigen davon.

Es hat auch würklich in vielen Jahren
Kein Fremder davon etwas erfahren,
Sondern jedermann hielte früh und spat
Den Hieronymum für einen Kandidat. [...]

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie Hieronymus einen Besuch bekam von Freund Hein,
der ihn zur Ruh brachte. Ein Kapitel so gut als eine Leichenrede.

Es ist gewesen schon sehr lange,
Wie uns Gelehrten bewußt ist, im Gange
Ein gar kluges Sprichwort, es hat's
Der alte Kirchenvater Horaz:

Sowohl gegen die Paläste der Großen
Als gegen die Hütten der Armen pflegt zu stoßen,
Der überall bekannte Freund Hein
Mit seinem dürrn Knochenbein.

Das will eigentlich nach dem Grundtext sagen:
Alles, was da lebt, wird zu Grabe getragen,
Sowohl der Monarch als der Untertan,
Sowohl der reiche als der arme Mann.

Sintemal Freund Hein pflegt unter beiden
Nicht das mindeste zu unterscheiden,
Sondern er nimmt alles, weit und breit,
Mit der strengsten Unparteilichkeit.

Und er pflegt immer schlau zu lauern
Sowohl auf den Kavalier als auf den Bauern,
Auf den Bettler und Großsultan,
Auf den Schneider und Tartarchan.

Und er geht mit der scharfen Sensen
Zu Lakaïen und zu Exzellenzen,
Zu der gnädigen Frau und der Viehmagd
Ohne Distinktion auf die Jagd.

Es gilt bei ihm gar kein Verschonen,
Er achtet weder Knotenperücken noch Kronen,
Weder Doktorhut noch Hirschgeweih,
Zieraten der Köpfe mancherlei.

Er hat bei der Hand tausend und mehr Sachen,
Welche ein End mit uns können machen;
Bald gibt ein Eisen, bald die Pest,
Bald eine Weinbeere uns den Rest.

Bald eine Krankheit, bald plötzlicher Schrecken,
Bald Arzeneien aus den Apotheken,
Bald Gift, bald Freude, bald Ärgernis,
Bald Liebe, bald ein toller Hundsbiß.

Bald ein Prozeß, bald eine blaue Bohne,
Bald eine böse Frau, bald eine Kanone,
Bald ein Strick, bald sonstige Gefahr,
Wofür uns alle der Himmel bewahr. [...]

Ach ja, lieber Leser! dies Furchtgerippe
Fraß die Penelope und Xanthippe,
Judith, Dido, Lukretia
Und die Königin aus dem Reich Arabia.

Den lachenden Demokrit und den Murrkopf Timon,
Gaukler Schröpfer und den Zauberer Simon,
Den Sokrat und jungen Werther, fürwahr,
Jenen als Weisen, diesen als Narr.

Selbst Buzephalus und Rosinanten
Und Abulabaz, den Elephanten,
Roß Bayard und Bileams Eselin
Nahm Freund Hein zum Morgenbrod hin.

Summa Summarum, weder vorn noch hinten
Ist in den Chroniken ein Exempel zu finden,
Daß Freund Hein etwa irgendwo leer
Bei jemand vorübergegangen wär.

Und was er übrigens noch nicht gefressen,
Wird er doch in der Folge nicht vergessen,
Sogar, leider! lieber Leser, auch dich,
Und was das schlimmste ist, sogar mich.

So ward es nun auch gleichergestalten
Mit dem Nachtwächter Hieronymus gehalten,
Denn auch bei ihm stellte Freund Hein
Sich nach vierzig Jahr und drei Wochen ein.

Er bekam nämlich ein hitziges Fieber,
Das wäre wohl nun bald gegangen über,
Wenn mans seiner guten Natur
Hätte wollen überlassen nur;

Jedoch ein berühmter Doktor im Kuriren
Brachte ihn durch seine Lebenselixieren,
Nach der besten Methode gar schön,
An den Ort, dahin wir alle einst gehn.

Als man ihn nun zu Grabe getragen,
Führten die Sulzburger große Klagen,
Denn seit undenklichen Zeiten her,
War kein so berühmter Nachtwächter als er.

Leben, Meinungen und Thaten von
Hieronymus Jobs,

weiland Kandidaten,
Der zwar als Nachtwächter zu Sulzburg starb
Doch endlich die Ohnwitter Pfarre erwarb.

Zweiter Theil.

Ebenfalls so gut es konnte geschehen,
Durchgehends mit Holzschnitten versehen,
Zum Theil neu und zum Theil alt,
Sauber gemacht und Wohlgestalt. [...]

Sechstes Kapitel.

Beschreibet die Verdienste des Herrn Schnellers.

Ehe wir nun weiter zur Geschichte schreiten,
Ist es nöthig den Leser zu bedeuten,
Was Herr Schneller gewesen für 'n Mann,
durch den Hieronymus dem Tode entrann.

Er hatte, wie gesagt, viel und große Verdienste,
War erfahren und kannte alle Heilkünste,
Uebte sie immer gar fleißig, und
Machte Gesunde krank und Kranke gesund. [...]

Er war ungemein berühmt im Practiciren,
Durch vomiren, purgiren, klystiren,
Skarificirn und kauterisirn,
Akkuschirn und amputirn,

Saliviren, fomentiren, anatomiren,
Pflasterschmierern, und andere iren,
Und dieses machte ihn durch ganz Schwabenland
Als einem Wunderdokter bekannt.

Keiner that sich so, wie er, auf den Puls verstehen,
Keiner konnte, so wie er, das Wasser besehen.
Und keiner sagte so gewiß, wie er,
Gesundheit, oder vielmehr den Tod vorher.

Keiner war mit der Säge und dem Messer
Bei chirurgischen Operationen fixer und besser.
Und er nahm bei jedem schicklichen Umstand
Sofort die Sektion vor die Hand. [...]

Fieber, Schwindsucht, ansteckende Seuchen,
Wassersucht, Schlag, Lähmung und dergleichen,
Krätze, Wahnsinn, Stein und Skorbut,
Kurirte er alle, meist kurz und gut.

Eine seiner Pillen that mehr Zeichen
Als zehn andre Pillen ihres gleichen,
und was er gewöhnlich den Kranken gab,
Das führte nach allen Seiten schnell ab.

Kurz! seine Arzneien waren durchgehend kräftig,
Purgirten wenigstens 40 mal heftig
Und wer sie nahm Morgens nüchtern und frisch,
Dem ward Magen und Darm so rein wie ein Fisch.

Seine Arcana pflegte er selbst zu bereiten,
Und verkaufte sie theuer, doch nur reichen Leuten;
Von Armen nahm er nur mäßigen Profit,
Als ein gewissenhafter Mann beiläufig mit.

Und weil sich auch in benachbarten Landen
Käufer für seine herrliche Komposita fanden,
So gab er sie erga 50 Procent davon
Andern zu verhandeln in Kommission.

Er ersann schlaue für seine Arzneimittel,
Des mehrern Abgangs wegen, prächtige Titel,
Obgleich sich meistens es so befand,
Daß alles aus simplen Sachen bestand.

Eine Unze vom Pulvis aureus Doctoris Schneller
Kostete bei der Anlage nicht mal 'nen Heller;
Denn es war Salz mit Ziegelstein,
Zu einem Pulver gerieben gar fein.

Sein Praeservans contra alle Krankheiten
Bestand aus Honig und einigen Kleinigkeiten;
Und etwas Eichenrinde mit Fliedermuß war
Das Königliche Restaurativ Electuar.

Sein Elixir tonicum universale
Bestand aus Weinessig und gefeiltem Stahle,
Und seine Essentia stomakalis pretiosa
Aus Wasser mit abgekochter Menta. [...]

Sein Cataplasma gegen alte Geschwüre und Scirrhen
War Mehlkleister mit etwas Asa und Myrrhen
Und sein Spiritus magnus resolveus war
Bierhefen mit ana Urin gar.

Sein Arcanum arcanorum supracoeleste
War, trotz des hohen Titels, auch nicht das beste
Weil es aus geraspelten Knochen und
Gedörretem Hammelblute bestand [...]

Es fanden sich *salva venia* in seiner Apotheke
Noch mehr Büchsen mit ähnlichem Drecke,
Von dem ich die Bereitung, nebst dem Preis,
Nicht so genau mehr kenne noch weiß. [...]

Gelückte eine Heilung unter seinen Händen,
So war ein Posaunen hier und an allen Enden,
Und es hieß: da hat der hochberühmte Mann
Abermal eine treffliche Kur gethan;

Hingegen, wenn seine Patienten verdarben
Oder gar bald in seiner Kur starben,
So hieß es: je nun mein lieber Christ!
Fürn Tod kein Kräutlein gewachsen ist. [...]

Es will mir übrigens hier nicht geziemen
Diesen Wundermann länger zu preisen und zu rühmen,
Genug er war der Retter des Hieronymus,
Es lebe Herr Schneller, der Medicus! [...]

Achtes Kapitel.

Charakter und Porträt der Herren Advokaten Schluck und
Schlauch

Im Städtchen Schildburg
Wohnten zwei treffliche Männer
Mit beiden Rechten wohl gerüstete Kenner,
Die besten Advokaten im Schwabenland,
Einer Schluck, der andre Schlauch genannt.

Herr Schluck war ein Mann von hohen Jahren,
In allen Künsten der Themis sehr erfahren,
Und hatte lange mit Haar und Haut
Das Korpus Juris sammt den Pandekten verdaut.

Er war kinderlos und unbewebet,
Und darum wohlbewadet und stark beleibet;
Denn er aß und trank täglich gut
Und alles ward bei ihm zu Fett und Blut

Das Podagra und die blinden Hämorrhoiden
Ließen zu gewissen Zeiten ihn nicht in Frieden,
Welches Leid doch meistens anfing
Wenn er sich manchmal in der Diät verging.

Er suchte durch alle Wege seinen Zweck zu erreichen,
Und seinen Vorthail meisterlich zu erschleichen,
Es sey nun der ihm vorkommende Fall
Legal, oder auch illegal.

War etwa eine Erbschaft oder dergleichen zu Haschen,
So flog dies alles in seine hungrigen Taschen,
Und er dachte weislich: es kümmert mich nicht,
Was die Welt von mir urtheilt, denkt oder spricht.

Bei Kontrakten und gerichtlichen Verkäufen
Pfl egte immer für ihn was abzuträufen;
Er schmiedete manch nützliches Dokument,
Und manches ihm heilsame Testament.

Er schonte weder seine Gönner noch Freunde,
Sondern behandelte sie als seine ärgsten Feinde;
Denn um seinen selbst eigenen Vorthail
War ihm alles in der Welt feil.

Auch wußte er mit manchen Nebensachen
Seinen Schnitt nach Herzenslust zu machen;
Zum Exempel: er half oft schlau
Manch Mädchen zum Mann und
manchen Mann zur Frau.

In jedem ihm vorkommenden Rechtshandel
Ging er den gewöhnlichen Kurialwandel,
Weshalb dann auch sein Advokatenstyl
Sprachkennern eben nicht sehr gefiel.

Jedoch wußte er seine Gegenparteien
Durch manche Chikane weidlich zu kasteien,
Und wer ihn persönlich griffe an,
Dem wiese er keck die Faust und den Zahn.

Er pflog übrigens tüchtig zu sportuliren
Und seine Klienten lang herum zu führen;
Denn mit jeglichem neuen Termin
Gingen ihm leicht etliche Thaler in.

War gleich die Sache eine faule oder schlechte,
So verfochte er sie doch für Geld mit dem Rechte,
Denn er verstund die herrliche Kunst,
Zu machen dem Richter 'nen blauen Dunst.

Hatte Klient nicht viel einzubrocken,
So ließ er den Rechtshandel meistens stocken.
Und selbst die gerechteste Sache kam
Dadurch in leidige Contumaciam.

Er hatte zwar, wie gesagt, keine Leibserben,
Doch war's auch sein Wille nicht, so bald zu sterben;
Denn er gedachte in jener Welt
Wär' ihm die Küche vielleicht schlecht bestellt.

Auch Herr Schlauch verstund alle Rechtspfiffe,
War ein Genie und steckte voller Kniffe,
Und feuerte bei jeder Gelegenheit
Seine Partheien an zu Proceß und Streit.

Er war zwar am Körper dürre und hager,
Aber im Beutel und am Verstande nicht mager,
Lebte gleichfalls im Junggesellenstand
Mit einer Jungfer, wobei er sich wohlbefand.

Er wußte auch artig durch mancherlei Manieren
Die Partheien am großen Seil herum zu führen,
Und wenn er den Proceß auch nicht gewann,
So sprach er doch: ich hab das meinige gethan.

Er konnte die geradeste Sache stattlich verdrehen,
Und wußte klug sich in allem zu begeben,
Und mancher Casus sehr krumm und schlecht,
Ward unter seinen Händen grade und recht.

In seinen Schriften und Libellen verstand er
Die Zeilen zu setzen drei Zoll von einander,
Und er citirte, als wäre er toll,
Manchen Autor aufs Gerathewohl.

Denn er ließ sich von den Partheien jedesmalen
Seine Schriften bogenweise bezahlen,
Und jedes wohl angebrachte Citat
Kostete besonders einen Viertels Dukat.

Er wußte trefflich seinen Beutel zu spicken,
Und durch Sporteln seine Klienten zu zwicken,
Nahm aber als ein genügsamer Mann
Nicht nur große, sondern auch kleine Präsente an.

Er ließ sich auch zu den meisten Zeiten
Im voraus bezahlen seine Arbeiten;
Dieses belief sich meistens schon hoch,
Ohne was er forderte extra noch.

So bekam er für außerordentliche Mühe,
Kälber, Hammel, oder gar melke Kühe;
Auch Korn, Bäume, und so weiter, nahm er mit.
Denn er hatte zu Allem Appetit.

Andre Kleinigkeiten, zum Exempel: Eier, Butter,
Gänse, Hühner und dergleichen Küchenfutter,
Nahm noch obendrein die Jungfer Köchin,
Quasi ohne sein Vorwissen hin.

Von solchem überflüssigen Küchensegen
Konnte sie für ihn manchen Thaler zurücklegen:
Denn sie trieb damit anderwärts
Einen vorteilhaften Handel und Kommerz.

So begab sichs, daß den Klienten eh sie kaum anfangen,
Schon die Augen vor Angst übergingen,
Und wenn einer auch endlich den Streit gewann.
So war er doch geworden ein armer Mann.

Denn obgleich der Proceß war gewonnen,
So war doch das Vermögen schier dabei zerronnen,
Und Herr Schlauch nahm das Restchen vom Gewinn
Pro Studio et Labore flugs hin.

Gern hätt' mancher sich Anfangs wollen vergleichen,
Herr Schlauch wußt' aber demselben auszuweichen,
Und schwur, die Sache stünde trefflich und gut;
Das machte der Parthei dann neuen Muth.

Da trank er dann mit seinen Klienten
Schnaps, Punsch, oder was sie ihm sonst gönnten;
Besonders kam ihm beim edlen Wein
Manch schöner Einfall aus'm Korpus Juris ein.

Er war stark belesen in allen juristischen -isten,
Civilisten, Kriminalisten, Publicisten.
Und so weiter; übrigens hielt sich der Mann
An den gewöhnlichen Rechtsschlendrian. [...]

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Hieronymus soll Pastor werden.
Item, Beschreibung seiner Pfarre.

Siehe da! es starb der Pfarrer zu Ohnwitz plötzlich.
Dieser Vorfall ist zwar ganz entsetzlich,
Unglaublich und sehr kurios,
Aber doch in Romanen kein Wunder groß. [...]

Nun überlege einmal der Leser mit kaltem Blute,
Wie da dem Hieronymus geworden zu Muthe,
Als er so urplötzlich unverhofft da
Zum Pastor sich metamorphosirt sah.

Denn diese Pfarrei war einträglich und wichtig
Und trug jährlich ganz gewiß und richtig,
Ohne die Accidentien, rein
blanke 900 Gulden ein.

Die Accidentien waren gleichfalls ansehnlich,
Etwa 100 Gulden per Jahr gewöhnlich;
Also kamen nach der Summa Summarum draus
Des Jahrs circa 1000 Gulden zu Haus.

Davon ließ sich nun sehr gemächlich leben
Auch zum Sparpfenning noch etwas aufheben;
So daß sich kein Pfarrer im ganzen Land
So reputirlich als der Ohnwitzler stand.

Wenn etwa andre Dorfgeistliche Herren
Sich von ihrem kleinen Dienstchen mußten kümmerlich
nähren

Und bei Wasser, oder höchstens Konventbier,
Krumm liegen und verdursten schier,

Und kaum hatten was sie am nöthigsten brauchten
Aus kurzen Tabakspfeifen ihren Kneller rauchten,
Und bei Sauerkohl, Kartoffeln und Erbsenbrei,
Sungen die erbärmlichste Litanei;

Da befand sich hingegen ein Ohnwitzer Paster
Bei seiner langen Pfeife mit virginischem Knaster,
Und einem gut gefüllten Weinfäß
Und Schinken, Braten und Wildpret, baß.

Dabei that er in mächtig großem Ansehen,
Wie ein Klosterguardian, bei seinen Amtsbrüdern stehen.
Und bei der Synode, oder bei dem Konvent,
Bekam er das größte Kompliment.

Selbst, wenn er auf dem freiherrlichen Schlosse
Visiten gab und Mahlzeiten genosse,
So saß er aus Regard, während der Mahlzeit
Der gnädigen Frau immer nahe zur Seit.

Der vorige Pfarrer wußte sowohl Junge als Alten
Vorzüglich in Furcht und Respekt zu halten,
Und behauptete überall, spat und früh,
Seine Oberautorität in der Parochie.

Und bei vorfallenden Kindtaufenschmäusen,
Oder bei Hochzeiten, oder bei Leichenspeisen,
Saß er oben an und führte immerfort,
Als wär er in der Kirche, das große Wort.

Wer nicht wollte ganz nach seiner Pfeife tanzen,
Den pflegte er verblümt auf der Kanzel zu kuranzen,
So daß ihm Hören und Sehen verging,
Und er aus Angst ein neues Leben anfang.

Er befand sich zwar weder kränklich noch gebrechlich,
Sondern gut bei Leibe, war aber sehr gemächlich;
Drum hielt er sich einen Kandidat als Kaplan,
Welcher die Pfarrdienste für ihn gethan.

Aber Kopulationen, Taufen und derlei Pflichten,
Pflegte er doch gewöhnlich in Persona zu verrichten;
Wenigstens wohnte er der Schmauserei,
welche dabei vorfiele, bei.

Er war übrigens in der Lehr weder Heterodoxe,
Noch im gemeinen Umgang ein knurrender Ochse,
Sondern führte seine Ohnwitzer Schäflein
Auf 'ner Weide vom ketzerischen Unkraut rein,

Und seine Gemeindegliederinnen,
Besonders junge, wurden oft innen
Seiner guten Laune, denn der lose Pastor
Machte ihnen manch Späßchen, doch in Ehren, vor.

Kurz! ein Ohnwitzer Pfarrer lebt wie ein Engel,
Hat wenig Arbeit, denn sein Kirchensprengel
Ist nicht weitläufig, sondern klein und eng,
Und der Kommunikanten ist 'ne geringe Meng.

Er kann im Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmützen
Im Großvaterstuhl fast den ganzen Tag sitzen,
Und verrichten gewissenhaft allesammt
Was da vorfällt in seinem Pfarreramt.

Nur des Sonntags einmal zu kanzliren,
Alle Vierteljahr ein Paar zu kopuliren,
Nebst Taufen, Begraben und ein Bischen Kinderlehr,
Dieses ist alles und sonst kein Haar mehr.

Das Dorf selbst ist sehr herrlich gelegen,
Ueberall blühet und lachet der Segen,
Und alles, was die ländliche Natur
Schönes hat, zieret Ohnwitzens Flur.

Weiden, Wälder, Gebüsch und Gesträuche,
Schattige Haine, glatte Bäche und Teiche,
Wiesen, Obstgärten, Hügel und Thal,
Garten und Feld, wechselt ab überall.

Da kann mit Vögelfangen und Fischereien
Sich der Pfarrer nach Gefallen zerstreuen,
Wenn ihn etwa ein sauers Amtsgeschäft
Zu sehr angegriffen und entkräft't;

Oder auch manchem Kirschvogel, Rebhuhn und Hasen
Das Lebenslicht auf der Jagd ausblasen;
Denn er hat Vogelfang, Jagd und Fischerei
Nebst Taubenflug, bei seiner Pfarre frei.

Wenn er sich dabei gut insinuiert
Und die Bauern nicht zu sehr kujoniret,
So kann er mit Frau und Kinderlein
Bei einem oder andern täglich Gast sein. [...]

Leben, Meinungen und Thaten von
Hieronymus Jobs,

Exkandidaten, Exnachtwächter, Ohnwitzer Expfarrherr,
und endlich zu Schönhain gar Herr.

Dritter Theil.

Abermals mit viel schönen Gebilden:
Nachtstücken, Porträten, Monumenten und Schilden;
Verfertigt von des Autors eigner Hand
Nach Poussin, Raphael, Rubens und Rembrandt. [...]

Sechzehntes Kapitel.

Wie die alte Herrschaft zu Ohnewitz ihre silberne Hochzeit
feiert mit allen Solenuitäten.

Wir wollen nun in den närrischen Liebessachen
Auf ein Weilchen eine Pause machen,
Und einmal hinüber aufs Schloß gehn,
Denn da giebts was neues zu besehn.

Dort war ein Gewühl, Treiben und Rennen,
Als sah man irgendwo ein Gebäude brennen,
Und vom Kammerdiener bis zum Küchenjung
War alles gestimmt zu Laufen und Sprung.

Von der Kammerzofe bis zur Viehmagd befande
Sich alles geputzt im festlichen Gewande,
Und vom Schweinhirten bis zum Leiblakei
Prangte jeder in Sonntagslivrei.

Alle Schornsteine des Schlosses schmauchten,
Mehr als hundert Kochtöpfe dampften und rauchten,
Und dreißig Braten, theils zahm, theils wild,
Würden am Feuer gar und mild.

Auch viel Flaschen stunden mit allerlei Weine
Aus Ungarn, Frankreich, Spanien und vom Rheine
Theils leicht bestöpselt, theils verpetschirt,
In zierlicher Ordnung aufrangirt.

Ein Chor früh versammelter Violinisten,
Flötisten, Hautboisten, Waldhornisten
Saß bei Schnaps und Notenmusik
Und machte im Vorhaus zur Probe ein Stück.

Kurz, alle Anstalten schienen zu prophezeien
Ein großes Triumphiren und Jubeleien;
Denn die gnädige Herrschaft feierte heut
Ihre sogenannte silberne Hochzeit.

Es erschienen zu diesem herrlichem Feste
Frühzeitig viele eingeladene Gäste
Vom benachbarten Adel, zu Kutsch und zu Roß,
Auf das freiherrliche Ohnwitter Schloß.

Der ganze Vormittag ging schier zu Ende
Mit Scharrfußmachen und Küssen der Hände
Und Komplimenten und Gratulation,
Nach dem gewöhnlichen vornehmen Ton.

Mittlerweile ward auf dem gepflasterten Saale
Alles bereitet zum hohen Mittagmahle,
Und der Hörner und Trompeten Schall
Gab zum Sitzen das frohe Signal.

Es wurde da alles recht fürstlich gehalten,
Man aß herrlich und trank bloß alten;
Herr Doktor Jobs, der vor allen mit aß,
Sprach's Benedicite und Gratias.

Auch konnten an einigen Nebentischen
Sich noch andre eingeladene Gäste erfrischen,
Sie waren alle nur von Bürgerart,
Saßen folglich, wie billig war, a part.

Zum Exempel: der Hausadvokate,
Welcher sein Glas fleißig leeren thate,
Und nebst dem dicken Justitiar
Am ersten von allen berauschet war.

Auch einige geistliche Freunde des Hauses,
Gleichfalls keine Verächter eines guten Schmauses,
Item der herrschaftliche Sekretär
Und der gnädigen Frau Leibaccoucheur.

Alle leerten als bekannte brave Zecher
Fleißig ihre gefüllten großen Becher,
Und tranken im hochedlen Rebensaft
Auf's hohe Wohl der gnädigen Herrschaft.

Da hatten nun der gnädige Herr und gnädige Frau, beide,
Ihren tausend Spaß und übergroße Freude,
Denn ein jeder Betrunkner war
Auf seine eigne besondere Art ein Narr.

Auch ein in der Nachbarschaft wohnender Poete
Hatte vor dieser bevorstehenden Fête,
Durch die Posaune der Fama, Wind
Und verfertigte drauf ein Carmen geschwind;

Kam also, kurz vor der Mahlzeit, herbeischleichen,
That das Carmen mit tiefster Reverenz überreichen,
Und empfing höchst gratiös davor
Ein Almosen von zwei blanken Louisd'or;

Wurde dabei aus überschwänglichen Gnaden
Mit an die Nebentafel eingeladen,
Saß aber, wie man leicht denken kann,
Wegen seines kahlen Rockes, unten an.

Man schenkt' ihm oft ein und er ward trunken;
Dies erregte nun sehr seine poetischen Funken,
Und man transportirte ihn mit guter Manier,
Weil er zu laut wurde, vor die Thür.

Der Rest des Tages verstrich unter Tanz und Springen
Und derlei zeitvertreiblichen schönen Dingen;
Abends war schöne Illumination,
Wobei man eine Tonne Oel verbronn. [...]

Neunzehntes Kapitel.

Dieses Kapitel enthält manche schöne Betrachtung
über Liebesbriefe in Genere.

In Genere ists um die verliebte Briefsprache
Eine gar kuriose und sehr närrische Sache,
Denn durchgehends gebraucht man hie
Eine eigene besondre Terminologie.

Da schlagen oft gar fürchterliche Flammen
Uebern Kopfe der Verliebten zusammen;
Und wenn man's eigentlich besieht beim Licht,
So brennt's nur auf dem Papiere, sonst nicht.

Man spricht drin von sich todt stechen und sterben
Und von vielem Weinen, wovon die Augen verderben
Und eigentlich verspritzt man doch kein Blut
Und die Augen verbleiben klar und gut.

Da laßt man's an Pretiosis nie fehlen,
Da sind in Menge Perlen und Juwelen
Und süßer Nektar und Ambrosia
Und Gold aus Peru und Arabia.

Da finden sich Mündchen von Karmin und Korallen,
Und Aeuglein heller wie geschliff'ne Krystallen,
Hälse von Alabaster und Elfenbein,
Herzen von Demant und Marmorstein.

Man spricht von Sympathien und Magneten,
Anziehenden Kräften und Elektricitäten,
Und bei jedem dieser physischen Dinge hat
Eine besondere mysteriöse Deutung statt.

Da giebt's Veilchen, Rosen und schöne Nelken,
Vergißmeinnichtchen, die nie verwelken,
Tausendschön, Mayblümelein, Jasmin,
Sonnenblumen und die schwere Meng' Immergrün.

Bei etwa geringern Liebesprogressen
Spricht man jämmerlich von Myrthen und Cypressen,
Von Todtenkränzen, Ysop und bitterm Wermuth,
Und was man bei Leichen gebrauchen thut.

Es kommen auch nach der allgemeinen Regel
Drin vor allerlei Gethiere und Gevögel,
Vorzüglich die bekannte Philomel
Ist darin des Sommers ohne Fehl.

Item, anmuthiggirrende Turteltäubchen,
Auch Sperlinge, Hänflinge, Männchen und Weibchen;
Auch wohl ein Zeisig oder Distelfink,
Ingleichen mancher bunter Schmetterling.

Zuweilen gar grausame Löwinnen
Und unbarmherzige Tigerinnen,
Aber doch meist manch Schäfchen und Lamm,
Sanftmüthig, dumm, geduldig und zahm.

Sogar Geschöpfe aus höhern Regionen,
Engel und Sylphen zu Millionen,
Und selbst der kleine blinde Gott Amor
Kommen in derlei Briefen oft vor.

Sonne, Kometen, Nordlicht und Sterne
Gebraucht man in den Liebesbriefen auch gerne;
Besonders aber wird der liebe Silbermond
Am wenigsten von allen Planeten geschont.

Noch tausend und mehr andre Hieroglyphen,
Sehr gebräuchlich in Liebesbriefen,
Trifft man in jedem bekannten Roman
Der altern und neueren Zeiten an.

Man hält es auch nicht für sehr uneben
Seinen Schönen einen zarteren Namen zu geben
Oder, ist der Taufname etwa zu dumm,
So ändert man ihn wohl ganz und gar um.

Da sagt man zum Exempel: statt Caroline, Line,
Statt Leopoldine Poldchen oder Dine,
Ingleichen Trina statt Katarein,
Item Beta statt Elsabein.

Da kommt oft vor: Stella, Minna, Reta,
Ingleichen Bella, Zinna und Meta;
Namen, welche bisher in Deutschland,
Außer in Romanen, sind unbekannt.

Ferner liest man statt Klara, Kläre,
Und, wie im gegenwärt'gen Casu, statt Esther, Stehre;
Statt Wilhelmina, Mina und so fort,
Wie zu sehen am gehörigen Ort. [...]

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Revolution der Neufranken einen Einfluß hat auf
das Schicksal des Herrn Jobs und der adligen Herrschaft zu
Ohnewitz, und wie sie emigriren müssen.

Nichts ist wunderlicher als das menschliche Glücke,
Es verändert sich oft in einem Augenblicke;
Es ist, nach dem Sprüchwort, kugelrund
Und bald oben, bald unten, bald weiß, bald bunt.

Das haben, besonders seit ein halb Dutzend Jahren,
Viele große Herren hie und da erfahren,
Könige, Prinzen, Grafen und Düc's
Fühlten bekanntlich den Wechsel des Glücks.

Es erniedrigt und stürzt bald jenen, bald diesen,
Macht Sprachmeister aus ehemaligen Marquisen
Und aus Comten, Chevaliers und Messiors
Tanzmeister, Frisörs und Servitörs.

Es necket Großmeister, Dogen und Hohepriester,
Favoritinnen und fromme Statsminister,
Und es ist ihm durchaus einerlei
Wes Standes oder Würden jemand sei.

Ja, wahrlich! man muß billig erstaunen
Ueber der Frau Fortunens Wechsellaunen;
Wir machen indessen nur hievon
Auf Herrn Pfarrer Jobs Applikation.

Daß dieser ein wahrer Glücksball gewesen,
Haben wir im ersten und zweiten Theile gelesen,
Und dasselbe ist nun abermal
Im jetzigen dritten Theile der Fall.

Nämlich, es war damals die Epoche der Ohnehosen,
Und in Deutschland hauseten ein Heer von Franzosen,
Auch predigte man zu derselben Zeit
Ueberall von Freiheit und Gleichheit.

Auch in Ohnwitz schien unter einigen Leuten
Sich der Sanskültismus hier und da zu verbreiten,
Und Herr von Ohnwitz fürchtete für sein Theil
Daraus endlich ein großes Unheil.

Hat drum dem Herrn Pfarrer Jobs aufgetragen,
Auf der Kanzel einmal der Gemeinde zu sagen,
Sie sollten sehn den biblischen Spruch an:
Ein jeder sei der Obrigkeit unterthan.

Dieser hat denn auch dergestalt
Bald drauf eine scharfe Predigt gehalten,
Welche als einzig stark in ihrer Art
Gleich auch im Druck gegeben ward.

Nicht allein in der Ohnwitter Gemeinde,
Sondern auch in der ganzen Gegend am Rheine
Wurde dieselbe verbreitet im Land,
Folglich auch den Herren Franken bekannt.

Sie haben sich dieses ad notam genommen,
Und als sie ex post nach Ohnwitz gekommen
So hieß es: le Diable emportera
Le Curé d'Ohnviz ce Coquin lá!

Kaum konnte er in diesen dringenden Nöthen
Sich eilig genug aus dem Dorfe retten,
Und brachte nichts auf der Flucht davon,
Als mit genauer Noth seine eig'ne Person.

Hätte man ihn damals selbst gefangen,
Er wäre guillotinirt oder aufgehangen,
Doch vorläufig plünderte man das Pfarrhaus
Von oben bis unten rein und gar aus.

Auch Herr von Ohnwitz war damals in
Großer Gefahr mit seiner Gemahlin,
Denn auch, ihm wenigstens, hätte man
Vielleicht am Halse was angethan.

Aber seine Unterthanen wagten Leib und Leben
Für ihre gute liebe Herrschaft hinzugeben,
Und retteten sie mit Gewalt für diesmal,
Denn der Franken war keine große Zahl.

Indessen war keine Zeit zu verlieren,
Herr und Frau mußten schleunig emigriren,
Und höchstens ein Paar hundert Gulden baar
War alles, was noch mitzunehmen war.

Die Franken sind bald stärker wieder gekommen,
Haben die Ohnwitzler erschrecklich mitgenommen,
Und auf dem Schlosse ward unversäumt
Alles, was vorrätzig war, aufgeräumt.

Auch wurde ein Freiheitsbaum aufgepflanzt
Und lustig ein Runda darum her getanzt
Und jeder im Dorfe nahm alsdann
Theils gern, theils ungerne, Theil daran.

Auch alle übrige Güter und Schlösser
Des Herrn von Ohnwitz hatten's nicht besser,
Man machte es überall, in groß und klein,
Wo er was besaße, besenrein. [...]

Vierzigstes Kapitel.

Wie Herr Hieronymus zum zweiten Mal von Freund Hain
einen Besuch bekam, welcher für diesmal
länger dauert als der erste.

Wir Menschen pflegen in unsern Erdensachen
Manche kluge Pläne und Entwürfe zu machen,
Aber ein unvermutheter Querstrich
Ist uns gar oft daran hinderlich.

Auch Herr Jobs gedachte mit seinem Vermögen
Noch vielfältig zu stiften Nutzen und Segen
Und auf seinem lieben Gute Schönhain
Sich eines längern Lebens zu freun.

Aber es hat ihn neulich wider alles Verhoffen
Eine grassirende böse Krankheit betroffen,
Und er selbst prophezeite im ersten Anfang
Sich davon einen tödtlichen Ausgang.

Er befahl ernstlich auf seinem Krankenlager
Drei Dinge seiner Schwester und seinem Schwager:
Erstlich, daß man ihn ja nicht eher begrüß',
Bis er wirklich faul zu werden anhüb';

Man sollte während der Zeit mit ihm experimentiren
Ob sein Leichnam etwa sich wieder würde rühren,
Und es sollte bei demselben bei Tag und bei Nacht
Fünf Tage lang jemand halten die Wacht.

Zweitens, ihn dann ohne Leichengetümmel
Begraben unter Gottes freien Himmel
Und neben Amaliens Leichenstein
Bei den Linden, sollte sein Begräbniß sein.

Drittens sollte nach seinem erfolgten Absterben
Kein Gezänk entstehen zwischen seinen Erben,
Sondern sie sollten brüder- und schwesterlich
Darein alle egal theilen sich.

Man war bemüht, diesen seinen letzten Willen
Zu allen drei Stücken pünktlich zu erfüllen;
Denn er beschloß nun wirklich seinen Lebenslauf
Und stund zum zweitenmal nicht wieder auf.

Nachwort

Dr. Carl Arnold Kortum lebte von 1745 bis 1824 in Mülheim, Duisburg, Dortmund und Bochum. Er wirkte hauptsächlich als Arzt, war aber auch Forscher und Volksaufklärer. Als Schriftsteller kam er vor allem durch sein *Jobsiade* zu Ruhm und Bekanntheit bis in die Gegenwart. Carl – oder auch Karl – Arnold Kortums Werk ist durch seine zahlreichen eigenen Veröffentlichungen, seinen umfangreichen Nachlass¹ sowie populäre und wissenschaftliche Publikationen recht gut greifbar und erschlossen, wenn auch sicherlich noch nicht annähernd vollständig erforscht und gewürdigt.

Carl Arnold Kortum wurde am 5. Juli 1745 in Mülheim/Ruhr als Sohn eines Apothekers geboren. Sein Vater starb schon 1748, aber seine Mutter führte die Apotheke erfolgreich weiter. Die Familie Kortum lebte gesichert und auskömmlich. Carl erhielt Unterricht durch Hauslehrer sowie auf der örtlichen lutherischen und katholischen Schule. Er lernte Latein, Französisch und Hebräisch, wurde nach eigenen Angaben ungemein bibelfest und war allumfassend interessiert. 1760 wechselte er zum Archigymnasium in Dortmund, wo er bei seinem Onkel – ebenfalls einem Apotheker – wohnte und ein gediegenes Fundament an humanistischen Wissen der frühen Aufklärung erhielt. 1763 begann er ein Medizinstudium in Duisburg und promovierte 1766 mit einer Dissertation über Epilepsie. Damit konnte er in Duisburg und in den bergischen Ländern praktizieren, nicht aber in der benachbarten preußischen Grafschaft Mark. Noch 1766 unternahm er deswegen die weiteste Reise seines Lebens: In Berlin an der Charité erwarb er die notwendige Zusatzqualifikation für Preußen. Anschließend praktizierte als Arzt in Mülheim im

¹ Der Nachlass liegt zum größten Teil im Stadtarchiv Bochum.

elterlichen Haus, wo ihn wegen seiner guten Heilerfolge schon im ersten Jahr 600 Patienten aufsuchten. 1768 heiratete er die Bochumerin Helena Margaretha Ehinger. Diese Ehe mit seiner Cousine war von früh auf durch die Mütter der beiden herbeigeführt worden. 1770 zog Kortum nach Bochum und eröffnete dort die einzige Praxis eines studierten Arztes im Amt Bochum.

Bochum zählte damals mit 1.500 Einwohnern zu den mittelgroßen deutschen Städten, dessen älteste bekannte Stadtgeschichte und Stadtansicht übrigens auch aus der Feder Kortums stammt.² Er schrieb sie als Beitrag zur Landesstatistik. Die Einwohner waren meist bürgerliche Grundbesitzer, die ihre Äcker vor der Stadt verpachtet hatten und aus den sehr hohen Getreideausbeuten einen lohnenden Gewinn zogen. Es gab auch bereits einige Anteilseigner an Bergwerken. Die Oberschicht der Stadt bildeten Beamte der königlichen Behörden in der Stadt, hier vor allem des Landgerichts. Die zentralen Funktionen der Beamten der Stadt waren nicht ohne ihr Umland, das »Amt Bochum«, zu denken. Es umfasste ein Gebiet von Gelsenkirchen bis Linden und Witten, von Lütgendortmund bis Königstele. Das »Amt Bochum« war 1790 mit 35 Adelsitzen das größte und adelsreichste Amt der Grafschaft Mark, die adeligen Familien waren meist wohlhabend und einflussreich. Die bürgerliche Kultur Bochums war institutionalisiert in einer Freimaurerloge, einer Lesegesellschaft und einer Bürgergesellschaft. Die überregional vorbildlichen Gründungen der ersten höheren Bildungsanstalt für Frauen sowie der Freischule auf Haus Overdiek belegen eine bildungs- und reformorientierte Atmosphäre

² Kortum, Karl Arnold: *Nachricht vom ehemaligen und jetzigen Zustande der Stadt Bochum*. Bochum 1990 (Jubiläumsnachdruck des Stadtarchivs Bochum zum 200jährigen Erscheinen der Erstausgabe, hg. von Johannes Volker Wagner) – Gustav Seebold, Red.: *Carl Arnold Kortum 1745-1824. Arzt Forscher Literat*. Bottrop, Essen 1995, S. 51, 192.

in Bochum, die weit entfernt war von dem oft beschwo-
renen »Ackerbürgerstädtchen«.³

Vor diesem sozialen Hintergrund wurde Kortums Praxis auch in dieser Stadt erfolgreich, zumal er 1792 bis 1807 als »Bergarzt für den Distrikt nördlich der Ruhr« zum medizinischen Gutachter und Aufsichtbeamten der Bergleute und der hier noch recht jungen Knappschaft wurde.⁴ Er hielt sich laut Urteil der Medizingeschichte stets auf dem aktuellen Stand der medizinischen Erkenntnis; so war er einer der ersten Ärzte im heutigen Raum des Ruhrgebietes, der die Kuhpockenimpfung bekannt gemacht hat.⁵ Das Einzugsgebiet von Kortums Praxis reichte über das Amt Bochum hinaus. Ein Viertel seiner jährlich rund 1.200 Patienten nahmen Anreisewege von 50 km und mehr in Kauf. Solche Wege ließen sich meist nur an Sonntagen, Feiertagen oder an Markttagen bewältigen, so dass diese zu den besucherstärksten Tagen in Kortums Praxis zählten. An den übrigen Tagen fanden sich durchschnittlich 10 Patienten pro Tag ein oder wurden von Kortum besucht. Seine Klientel war bunt gemischt. Ein großer Teil waren Bergleute, Knechte und Mägde. Adelige und bürgerliche Frauen nahmen seine Hilfe besonders häufig in Anspruch.⁶

³ Dieter Scheler: »Ackerbürger« und Beamte. *Das Ruhrgebiet des Carl Arnold Kortum*. In: Klaus Schaller, Hg.: »...dir zum weitem Nachdenken«. *Carl Arnold Kortum zum 250. Geburtstag*. Essen 1996, S. 9-40 – Gerlinde Viertel: *Anfänge der Rettungshausbewegung unter Adalberdt Graf von der Recke-Volmerstein*. Köln 1993.

⁴ Bernhard Kleff: *Vom Bergarzt Dr. C. A. Kortum*. In: Bernhard Kleff, Herausgeber im Auftrag der Vereinigung für Heimatkunde: Bochum. Ein Heimatbuch. 2. Bd. Bochum 1928, S. 102-109 (s.a. Internet-Ausgabe: www.kortum-gesellschaft.de).

⁵ Irmgard Müller: *Kortum als Arzt, Alchemist und Volksaufklärer*. In: Gustav Seebold (wie Anm. 2), S. 101.

⁶ Balster, Wolfgang: *Medizinische Wissenschaft und ärztliche Praxis im Leben des Bochumer Arztes Karl Arnold Kortum*

Arme musste er dabei gemäß Gesetz kostenlos behandeln. Kortum führte seine Bochumer Praxis 54 Jahre lang. Anlässlich seines 50-jährigen Doktorjubiläums erhielt er 1816 die Ehrendoktorwürde der Universität Duisburg und wurde zum Königlichen Hofrat ernannt. Er starb am 15. August 1824 in Bochum, sein Grab ist erhalten. In Mühlheim und Bochum sind ihm viele Erinnerungsorte gewidmet.

Den besten Überblick über sein Schaffen bieten Festschriften zu seinem 250. Geburtstag im Jahr 1995. Ein in diesem Jahr unter der Redaktion des Bochumer Stadtarchivars Gustav Seebold herausgegebener Band beleuchtet Kortum in seiner Zeit und Kortums Nachwirkungen unter vielen sozial- und medizinhistorischen Aspekten. Das Buch bietet durch seine hochwertige Bebilderung auch einen guten Eindruck von Kortums zeichnerischem Können. Besonders hinzuweisen ist darin auf die ausführliche Kortum-Bibliographie von Susanne Bausch und Susanne Lippold, in der unter anderem 35 eigenständige, meist wissenschaftliche Werke Kortums aufgelistet sind.⁷

Dort müssen logischerweise die erst 1996 erschienenen beiden Sammelbände des Pädagogen und ehemaligen Lehrstuhlinhabers an der Ruhr-Universität Bochum, Klaus Schaller, fehlen. Sie sind zwar eigenständig, dennoch eine ideale Ergänzungen der Festschrift von 1995. Im Aufsatzband *...dir zum weiteren Nachdenken* werden die gesellschaftlichen und regionalen Bedingungen der Lebensumstände Kortums vertieft betrachtet und neu gewichtet. Das gleiche gilt für sein aufklärerisches Wirken und seine *Jobsiade*. Klaus Schallers weiterem Dokumentationsband kommt das Verdienst zu, rund 190 Beiträge Kortums in

(1745-1824). *Medizinhistorische Analyse seines Patiententagebuches*. Diss. Bochum 1990 – Seebold (wie Anm. 2).

⁷ Reinhard Siegert: *Ein Bochumer Klassiker? Neuerscheinungen zu Carl Arnold Kortum im Gedenkjahr*. In: Carsten Zelle, Hg., *Zeitschrift Das Achtzehnte Jahrhundert*, Jg. 22, H. 1, Wolfenbüttel, Göttingen 1998, S. 248-251.

Zeitschriften seiner Zeit zu versammeln. Hieraus stammen etliche Texte im vorliegenden Lesebuch.

Genannt werden muss auch die Dissertation Wolfgang Balsters von 1990, in der er sich mit der *Medizinischen Wissenschaft und ärztlichen Praxis im Leben des Bochumer Arztes Karl Arnold Kortum* eingehend beschäftigt und ebenfalls eine umfangreiche, themenzentrierte Bibliographie Kortums bietet.⁸ Auch der 1991 vom Institut für die Geschichte der Medizin an der Ruhr-Universität Bochum herausgegebene Katalog zu Kortum verdient es, zur Hand genommen zu werden.⁹

Einen schnellen und guten Überblick zu Kortum und seinem Werk erhält man über das Internet im *Lexikon westfälischer Autorinnen und Autoren 1750 bis 1950*, bei *Google Books* lässt sich manches Buch online lesen und speichern.¹⁰ Mit der *Jobsiade* hat sich eine überreiche Autorenschaft befasst. Die berühmten Bilder zur *Jobsiade* von Johann Peter Hasenclever ab 1838¹¹ und Wilhelm Busch von 1872¹² adelten Kortums Helden *Hieronymus Jobs* auch in den Augen der Nachwelt. Kortums von Anfang an erfolgreiches Werk wurde beständig neu aufgelegt. 1784 erschien der erste Band, 1799 dann die zweite Auflage in einem Band mit den Folgen zwei und drei, 1824 die dritte und letzte von Kortum persönlich betreute Neuausgabe. 60 Ausgaben nennt die oben erwähnte Bibliographie Bausch/Lippold für die Zeit bis 1993 und weist auch

⁸ Balster (wie Anm. 6), S. 285-294.

⁹ Irmtraud Müller, Institut für Geschichte der Medizin, Ruhr-Universität Bochum, Hg.: *Dr. med. Carl Arnold Kortum (1745-1824). Ausstellungskatalog Malakowturm*. Bochum 1991.

¹⁰ books.google.com (30.03.2013).

¹¹ de.wikipedia.org/wiki/Johann_Peter_Hasenclever (Stand 30.03.2013).

¹² de.wikipedia.org/wiki/Bilder_zur_Jobsiade (30.03.2013).

Übersetzungen ins Englische, Niederländische und Polnische nach. Leicht greifbar – und durchsuchbar – sind die dreibändigen *Jobsiade*-Ausgaben von 1824, 1839, 1845, 1854 und eine englische Übersetzung von 1867 bei *Google Books*.¹³ Das deutsche *Projekt Gutenberg* bietet den ersten Teil der *Jobsiade* in Umschrift aus der Fraktur.¹⁴ Zuletzt haben sich wohl 2007 Klaus Wichman und Heinz Hohensee an einer Neuinterpretation versucht.¹⁵

Kortum bekannte sich mit Stolz zu seinen belehrenden und wissenschaftlichen Werken. Aber seine *Einfällen in frohen Stunden* – so einer seiner Titel – veröffentlichte er zunächst anonym. Zu Lebzeiten hat er sich noch nicht einmal als Verfasser der *Jobsiade* offiziell zu erkennen gegeben. Daraus entstand ein großes, bis heute irritierendes Durcheinander zwischen Carl und Karl, Kortum und Kortüm sowie der Zuordnung der von ihm verwendeten Abkürzungen, von denen D.C.A.K in der *Jobsiade* noch die einfachste ist. Probleme der Zuschreibung sind mittlerweile durch die intensive Beschäftigung mit dieser Frage wohl weitgehend geklärt.

Auf der Basis dieser guten Materiallage galt es nun, Literatur für ein Lesebuch zusammenzustellen, das ein neuerliches Interesse an diesem Autor wecken soll. Um Vollständigkeit konnte es dabei nicht gehen, aber es sollten doch Texte aus Kortums vielen Schaffensgebieten abwechslungsreich und vielfältig präsentiert werden.

Die Zusammenstellung bietet in der ersten Abteilung einige bekannte und viele unbekanntere, insgesamt aber schwerer greifbare Texte in chronologischer Reihenfolge von 1769 bis 1824. Außerhalb der zeitlichen Reihenfolge des Erscheinungsjahres steht allein der erste Text mit Kortums

¹³ books.google.com (30.03.2013).

¹⁴ www.projekt.gutenberg.de (30.03.2013).

¹⁵ Verein zur Förderung der Mülheimer Altstadt e.V., Hg.; Klaus Wichmann, Heinz Hohensee, Red.: *Carl Arnold Kortum. Die Jobsiade*. Essen 2007.

Kindheitserinnerungen. Zurückgegriffen wurde ausschließlich auf gedruckte Quellen. Sie wurden buchstabengetreu übernommen. Seltene offensichtliche Druckfehler wurden – je nach Textrelevanz – stillschweigend korrigiert oder deutlich angemerkt, Auslassungen wurden mit drei Punkten in [...] gekennzeichnet.

Von klugen Rätseln, einem heiklen Kochrezept, viel Zivilisationskritik, pragmatischen Lebenshilfen bis hin zu Reformvorschlägen für die Landwirtschaft ist ein großer Teil des publizistischen Horizonts Kortums erfasst. Sein wissenschaftliches Opus Magnum wurde schon 1776 der 438 Seiten starke Band über die Bienenzucht. Kortum hatte Hauptthemen, um die herum sich seine schriftlichen Äußerungen immer wieder bewegen. Er stritt gegen Aberglauben, Quacksalber und Kurpfuscher sowie für gesellschaftliche Toleranz und medizinischen Fortschritt im weitestfassten Sinn. Er war ein Kämpfer für vorbeugende Maßnahmen. Für all dies arbeitete er mit jedem seiner vielen literarischen Mittel: mit der wissenschaftlichen Abhandlung ebenso wie mit Sagen oder Knittelversen. Er schrieb für das fortschrittliche *Westphälische Magazin* und stellte sich ihm in Bochum sogar als »nebenberuflicher« Zeitungsbote zur Verfügung.¹⁶ Kortum war kein Revolutionär, sondern ein aufgeklärter Geist. Er beobachtete die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen mit großer Anteilnahme, aber er schätzte sie nicht in allen Teilen, sondern verspottete sie zuweilen. Vor allem in seiner *Jobsiade*.

Die zweite Abteilung des Lesebuches ist darum der *Jobsiade* gewidmet. In den letzten Jahrzehnten galt die Aufmerksamkeit mehr dem ersten Teil und dabei dem Bemühen,

¹⁶ Dieter Scheler: »Ackerbürger« und Beamte. Das Ruhrgebiet des Carl Arnold Kortum. Schaller 1996 (wie Anm. 3), S. 9–40
– Wilfried Reininghaus: Kortum, Dortmund und das Bürgertum seiner Zeit. In: Seebold (wie Anm. 2), S. 79.

den bewusst abstrusen Handlungsstrang durch die Auswahl der Strophen schlüssig darzulegen. Das Lesebuch weicht davon ab, denn die *Jobsiade* verbindet durch die burleske Handlung viele eigenständige kritisch-ironische Gesellschaftsbeobachtungen – auf diesen analytischen Glanzpunkten liegt das Augenmerk der Auswahl. Die Lesebuchtexte stammen wortgetreu aus einer Ausgabe der *Jobsiade* von 1868. Vergleichend hinzugezogen wurden neben dem ersten Teil von 1784 auch die noch von Kortum überarbeiteten Ausgaben von 1799 und 1824. Kortum hatte schon 1799 gegenüber der Erstausgabe einige Verse eingefügt oder geändert sowie etliche Wortschöpfungen geglättet, was aber für die Ziele dieses Lesebuches nicht relevant ist. Auffallend ist allenfalls die Wandlung der Schreibweise von »Hieronimus« zu »Hieronymus« ab etwa 1850, die aus der hier zugrunde liegenden Ausgabe von 1868 übernommen wurde.¹⁷

Die Geschichte der *Jobsiade* sei hier kurz skizziert: Hieronymus Jobs wird als Sohn eines kleinstädtischen Ratsherrn geboren, wächst zu einem absoluten Tunichtgut heran, verliebt sich auf seiner Fahrt in die Universitätsstadt erfolglos in Amalie, die ihn beraubt und verlässt, absolviert ebenso erfolglos sein Theologiestudium, versucht sich vergeblich in verschiedenen Tätigkeiten und wird schließlich Nachtwächter in Sulzburg. Dort stirbt er – auch dies erfolglos!, denn im zweiten Teil wird er wieder zum Leben erweckt und ergreift die Chance, sich im neuen Leben zu

¹⁷ Eingefügt sind in Teil 1, Kap. 2 die Verse: »Er war von Religion ein echter Lutheraner ...« und »Jedoch hatte er ein wenig studiert ..« ; Geändert: Teil 1, Kap. 8 schmeucheln – schmeicheln, mannichmal – manchmal, dummern – dummen; Teil 1, Kap. 19 Prüfungsszene, Vers 49, die letzten beiden Zeilen ausgetauscht: »Daß der Mann den Sophie bekam / Ein Magister gewesen Kibbuz mit Nam« gegen »Daß sie den mürrischen Kübbuz bekam / Weil sie den reichen Puff früher nicht nahm«. Dies nur als sporadische Beobachtungen mitgeteilt.

bessern. Hier huldigte Kortum offensichtlich amüsiert der aufklärerischen Hoffnung auf die Erziehbarkeit des Menschen zum Guten. Hieronymus Jobs wird ein beliebter Lehrer, dann ein verehrter Pfarrer, letztlich trifft er die reich verwitwete Amalie wieder, beerbt sie und stirbt als reicher, wohlthätiger und weiser Gutsherr.

In den hier für das Lesebuch ausgesuchten Textstellen nennt Kortum Missstände recht klar beim Namen. Nebenher steckt die *Jobsiade* aber voller versteckter Hinweise auf Vorbilder, Zeitgenossen und Inhalte humanistischen Wissens, auf die vor allem Jörg-Ulrich Fechner 1996 hingewiesen hat.¹⁸ Es stellt sich dabei heraus, dass Kortum dem »Sturm und Drang« wenig abgewinnen konnte. Schillers *Räuber* und Goethes *Werther* werden kräftig durch den Kakao gezogen. Da wird die Amalia aus Schillers *Räubern* in Kortums *Jobsiade* zur räuberischen Amalie. Jobs Schwester Esther durchleidet Kabale und Liebe, allerdings hin zu einer glücklichen Wendung. Die aufrührerischen Zeiten werden im Bauernaufstand gegen die Einführung einer Schulbibel bespöttelt, und der französischen Revolution wird im dritten Teil zwar einiger Raum, aber keinerlei Verständnis eingeräumt. Germanist Fechner zeigt auch auf, wie klug die auf den ersten Blick so unpassenden Abbildungen eingesetzt sind, auf welche Werke und Philosophien sie anspielen. Kunsthistoriker Hanke ist besonders fasziniert von der Karte einer schlecht geplanten Reiseroute durch Europa, die aus heutiger Sicht eine hohe malerisch-abstrakte Qualität besitzt. Zur Kurzweil mit der *Jobsiade* wird für Kortums Zeitgenossen gehört haben, solche verborgenen Hinweise, Beobachtungen und Seitenhiebe zu erkennen.¹⁹

¹⁸ Jörg-Ulrich Fechner: *Der Bochumer Klassiker? Carl Arnold Kortum und die »Jobsiade« aus germanistischer Sicht*. In Schaller (wie Anm. 3), S. 83-117.

¹⁹ Die Reclam Ausgabe bietet für den ersten Teil Anmerkungen mit Erläuterungen heute nicht mehr geläufiger Begriffe. –

Der Lesespaß kann auch heute noch durch das Deklamieren der Knittelverse gesteigert werden. Sie wurden zwar in dieser Lesebuchreihe noch kürzlich als »fader Humor in Knüppelversen«²⁰ beschrieben, dieses Urteil entstammt aber wohl einer eher pietistischen Haltung zur Lebensfreude. Wie bei Hans Sachs, Wilhelm Busch, Udo Lindenberg oder dem deutschen Hip-Hop finden wir bei Kortum eine große Freude an unorthodoxen, aber sinnesschärfenden Rhythmen und Reimen. Die erforderten vom Autor Talent und bereiten den Lesern meist großes Vergnügen. Man muss es halt mögen.

Einige Themen, die Kortum wichtig waren, finden sich nicht im Lesebuch wieder. Das sind die Hermeutik, die Alchemie und die Suche nach dem Stein der Weisen.²¹ Diese Gegenstände verweigerten sich einer kurzen, aber trotzdem unterhaltsamen Widergabe. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass sich Kortums Alchemie darauf konzentrierte, dieses historische Phänomen auf einen möglichen praktischen Nutzen hin zu untersuchen. Dass er letztlich die Kohle zum Stein der Weisen ernannte, zeugt von seinem bodenständigen Weitblick.²² Bedenkt man die

Burkard Moeninghoff, Hg.: *Kortum, Karl Arnold, Leben, Meinungen und Taten von Hieronimus Jobs, dem Kandidaten*. Stuttgart 1986 (Reclam Universalbibliothek Bd. 398).

²⁰ Frank Stückemann, Hg.: *Lesebuch Johann Moritz Schwager*. Köln 2012, S. 151 (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 32, Hg. von Walter Gödden).

²¹ Carl Arnold Kortum: *Grundsätze der Bienenzucht, besonders für die Westphälischen Gegenden*. Wesel, Leipzig 1776. – Irmgard Müller: *Zwischen Imagination und medizinischer Realität. Der Dichterarzt Carl Arnold Kortum als Alchemist und Aufklärer*. In: Schaller (wie Anm. 3), S. 143-160 – Ruth Fritsch: *Carl Arnold Kortum (1745-1824) im Spannungsfeld zwischen Naturphilosophie und empirischer Forschung*. Herne 2001.

²² Karl Deicke, Hg.: *Des Jobsiadendichters Carl Arnold Kortum Lebensgeschichte*. Dortmund 1910, S. VI. – Peter Leo, Erich Schürbusch: *Dr. C.A. Kortum. Eine Lebensbeschreibung und*

Ergebnisse der Kohlechemie, hatte er so unrecht nicht. Kortum wird auch gerne als »Goethe des Ruhrgebiets« umschrieben. Das ist sehr freundlich. Kortums vielschichtige Kontakte und scharfe Beobachtungsgabe boten ihm den Stoff, den er wissenschaftlich, pädagogisch und literarisch verarbeitete. In seinen Texten reagierte er auf Missstände und Fortschritte, auf menschliche Schwächen und Stärken. Es tat das voller Humor, Wissbegierde und aufklärerischem Sendungsbewusstsein. Das 18. Jahrhundert war die »Blütezeit der praktischen Ärzte«²³, die mit anderen Gelehrten oft zu den maßgeblichen Förderern der Wissenschaft und der Aufklärung wurden. Dass dies nicht nur für die nationale Avantgarde wie Johann Wolfgang von Goethe, sondern auch für die zweite Reihe der regionalen akademischen Eliten gilt, zeigt Carl Arnold Kortum.

die erste Ausgabe seines Jobs. Bochum 1965, Vorwort, o.S. (Pg. 24).

²³ Wolfgang Balster (wie Anm. 6), S. 83.

Textnachweise

Nachricht von den Jahren meiner Jugend und von meiner Mutter. In: *Familiennachrichten nebst der Geschichte meines Lebens meinen Kindern zurückgelassen.* C. A. Kortum. Im Jahre 1782 geschrieben und fortgesetzt. In: Karl Deicke: *Des Jbsiadendichters Carl Arnold Kortum Lebensgeschichte.* Dortmund 1910, S. 18-25 – *Von den vornehmsten Mitteln zur Erlangung eines hohen Alters.* In: *Wöchentliche Duisburgische Anzeigen* 1769, S. 169-184. Nachdruck in: Klaus Schaller. »Die Sache endlich auf's Reine bringen«. *Carl Arnold Kortum in Zeitschriften seiner Zeit. Eine Dokumentation.* Essen 1996, S. 51-55 – *Kurze Lebensgeschichte berühmter Personen unserer Gegend.* In: *Der Gemeinnützige* 1772, 3. Theil, S. 193-204; 4. Theil, S. 145-160. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 144-147, 157-161 – *Ein Traum.* In: *Der Gemeinnützige* 1772, 4. Theil, S. 173-176. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 161-162 – *Einige Haushaltungskünste.* In: *Der Gemeinnützige* 1772, 2. Theil, S. 134-144. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 132-134 – *Etwas von Krankenbesuchen.* In: *Der Gemeinnützige* 1772, 4. Theil, S. 113-127, 139-144. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 152-155, 156-157 – *Lobschrift auf Mich.* In: *Der Gemeinnützige* 1772, 3. Theil, S. 97-112. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 140-143 – *Grundsätze der Bienenzucht.* In: *C. A. Kortum: Grundsätze der Bienenzucht, besonders für die Westphälischen Gegenden.* Wesel, Leipzig 1776, S. *1 -*6, 107-109, 124-125, 154-155, 351-352, 378-379, 383 – *Eine Vertheidigung der Lebensart der Wilden.* In: *Duisburgische gelehrte und gemeinnützige Beyträge auf das Jahr 1778,* S. 245-272. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 108-116 – *Eine Wohlthat gebiert die andre.* In: *Niederrheinische Unterhaltungen* 1789, II, S. 145-152. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 215-217 – *Nachrichten von einer Freischule, welche der Freiherr von der Reck zu Overdiek errichtet hat.* In: *Niederrheinische Unterhaltungen* 1791, S. 228-232. Nachdruck in:

Schaller 1996, a.a.O., S. 227-228 – *Kräftige Leichenrede über Friedrich II.* In: *Niederrheinische Unterhaltungen* 1791, S. 120. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 227 – *Über Spitzbubenbanden.* In: *Westfälischer Anzeiger* 1798, S. 392-394. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 269-270 – *Über die in Bochum errichtete Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer.* In: *Westfälischer Anzeiger* 1799, S. 299-301, 552-553; Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 273-274 – *Das Westfälische Süderland.* In: *Westfälischer Anzeiger* 1801, S. 1304-1325. Nachdruck in: Schaller 1996, a.a.O., S. 290-293 – *Von der Bereitung der Rumpfordschen Suppe.* In: Kortum, C. A.: *Der Arzneykunde Doktor und Bergarzt der märkischen Provinz giebt von den Nutzen und von der Bereitung der Rumpfordschen Suppe ausführliche Nachricht.* Duisburg 1802; Quelle: Stadtarchiv Bochum / NL Kortum NAP 025 / 644 – *Einfälle in frohen Stunden, im Kreise seiner Freunde.* In: *Einfälle in frohen Stunden, im Kreise seiner Freunde. Vom Verfasser der Jobsiade. Konrad (!) Arnold Kortum.* 1) 56 Räthsel. 2) Verschiedene Endreime. 3) Adams Hochzeitsfeyer. Essen 1803, S. IV, V, 11-48, 51-62, 63-92; Quelle: Essen Zentralbücherei, Hr 194 – *Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs. Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von D. C. A. K(ortüm).* Neue verbesserte und wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung 1868.